



Berlin, den 21. Mai 1898.

Aus dem Tagebuch eines preussischen Staatsanwaltes.

Ein altes, verstaubtes Blatt aus dem Buche meiner Lebenserinnerungen, über dreißig Jahre alt, — verlohnt es sich, solche Chiffons aus ihrer Ruhe aufzustören? Vielleicht doch! Halbvergeszene Erlebnisse dienstlicher Vergangenheit, eine der seltsamsten Episoden meines staatsanwaltlichen Berufes, mannichfach verschlungene persönliche Beziehungen zu einem der merkwürdigsten Stücke deutscher Zeitgeschichte: als ich dies Alles erlebte, erschien es mir interessant genug. Und wenn auch das Thun immer mehr interessirt als das Gethane, so mag es doch Manchem der jüngeren Zeitgenossen auch heute noch dienlich sein, von jenen erst so dunklen, dann so hell leuchtenden Tagen wieder einmal zu hören, da Blut und Eisen das Deutsche Reich zusammenschweißen begann.

Als ich in dieser Zeitschrift gelegentlich über den Prozeß Tausch redete, bezeichnete ich es als Verlehrtheit unserer Presse, den übertrieben viel gescholtenen Polizeikommissar mit dem Polizeidirektor Stieber vergleichen zu wollen. Wer dem einen und dem anderen Manne auch nur flüchtig im Leben begegnet war, mußte solchen thörichten Vergleich von der Hand weisen. Stieber war bekanntlich von der Juristerei als Referendar und Doktor der Rechte nach ziemlich röthlichem Treiben als berliner Volksredner im tollen Jahre 1848 in den Polizeidienst über-

gesprungen, hatte in Hinkeldeys Schule seine Karriere gemacht, zeichnete sich durch ein eigentlich abstoßendes Aeußere der Lebensformen unschön aus, blieb aber im Wesen ein äußerst schlauer, geschmeidiger, in seinen Mitteln ein verwegenes rücksichtsloser und struppelloser Mann. Gegen ihn war in Alledem der militärisch geschulte, elegante, ein Wenig täppische Polizeikommissar von Tausch, wie sich der berliner Jargon ja wohl auszudrücken liebt, der „reine Waisenknabe“. Ich habe nur einmal mit Stieber zusammen arbeiten müssen und mir dabei für alle Zeit den Geschmac an seiner Geheimpolizei verdorben. Wie Das gekommen ist, wollte ich hier erzählen.

In den ersten Maitagen des Jahres 1866 war der damalige Ministerpräsident von Bismarck-Schönhausen, als er, aus König Wilhelms Palais kommend, langsam die Linden nach der Wilhelmstraße zu hie wandelte, menschenmörderisch angefallen worden. Der Thäter war ein junger Akademiker der landwirthschaftlichen Hochschule in Hohenheim bei Stuttgart, Cohn mit Namen. Seine Civilstandsverhältnisse waren unklar, der bekannte, in London lebende badische Flüchtling Blind wurde bald als sein natürlicher, bald als sein Stiefvater bezeichnet, weshalb der fragliche Sohn sich auch Cohn-Blind zu nennen liebte. Bismarck, der nach einer Erkältung gerade seinen ersten Ausgang machte, war trotz dem Naimetter besonders warm angezogen — er trug damals noch bürgerliche Kleidung — und so war es keiner der aus nächster Nähe abgefeuerten vier oder fünf Revolverkugeln gelungen, durch Röcke, Westen, Unterzeug bis zur Verletzung edlerer Theile durchzubringen. Der Ministerpräsident hatte den Mordgesellen auf der Stelle dingfest gemacht, ihn den herbeigeeilten Schutzmännern übergeben und war seines Weges weiter gewandelt. Auf dem berliner Polizeipräsidium am Mollenmarkt bekam man es fertig, die erste Vernehmung des Attentäters unmittelbar nach dem Vorgang mit solcher Gemüthlichkeit zu betreiben, daß Cohn-Blind eine Pause in der Vernehmung dazu benutzen durfte, sich mittels seines Taschenmessers zu entleiben. Damit schien die Affaire in ihrer für den irdischen Richter greifbaren Gestalt zu Ende zu sein. Daß der damalige berliner Fortschrittsphilister das schlechte Schießen des Mordgesellen lebhaft bedauerte, daß die Leiche des Selbstmörders förmlich ausgestellt wurde, damit berliner Damen ihre Taschentücher in das Blut des Märtyrers in memoriam der Heldenthat eintauchen konnten, daß dagegen der Kreis Derer, die,

den vom Tode erretteten Bismarck zu begrüßen, nach der Wilhelmstraße eilten, ein recht spärlicher war, ist mehr von völkerverpsychologischer und kulturhistorischer als von kriminalistischer Bedeutung. Was wäre wohl aus Deutschland geworden, wenn damals eine der Kugeln Cohn-Blinds ihr Ziel erreicht hätte?

Etwa vierzehn Tage nach dem eben geschilderten Attentat erfuhr ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung, daß es doch noch für mich von kriminalistischer Bedeutung zu werden bestimmt sei. Ich war als junger Staatsanwalt jung verheirathet, saß mit meiner Frau behaglich auf unserem Balkon unter den grünenden Bäumen und blühenden Fliederbüschen der Potsdamerstraße, als eine Schugmanns-Ordonnanz den häuslichen Frieden durch die peremptorische Weisung unterbrach, mich unverzüglich in einer höchst wichtigen politischen Angelegenheit nach der Privatwohnung des Ersten Staatsanwaltes zu verfügen. Als ich dort angekommen war, traf ich meinen staatsanwaltlichen Chef mit dem Polizeidirektor Stieber in geheimnißvoller Konferenz, die sich dann unter meiner Mitwirkung bis in späte Nachtstunden fortsetzte. Um Das, worüber verhandelt wurde, gleich in verständlichen Zusammenhang zu bringen mit Dem, was mir am anderen Morgen der Justizminister mittheilte: seit Blinds Attentat hatte sich in der Stille das Folgende abgespielt. Stieber war zur Zeit der liberalen Aera nach den unerquicklichsten Konflikten mit dem damaligen Oberstaatsanwalt am Kammergericht, Schwarz, seiner bisherigen Stellung als Polizeidirektor enthoben und zur Disposition gestellt worden. Er sehnte sich natürlich, Amt und Gehalt und Einfluß thunlichst bald zurück zu gewinnen. Die unglaublich schlechte Art, in der das berliner Polizei-Präsidium das Attentat Blinds behandelt hatte, gab ihm die erwünschte Gelegenheit, zunächst bei Frau von Bismarck, dann auch bei König Wilhelm sich in Gunst zu setzen. Es wurde ihm nicht schwer, eine durch den Mordversuch erschütterte, mit allen Herzensfasern an ihrem Mann hängende Frau zu überzeugen, daß unter solcher kläglichen Polizeiwirthschaft, wie sie sich jüngst bethätigt hatte, der Ministerpräsident keinen Tag sicher sei, das Opfer eines erneuten Attentats zu werden. Er erbot sich und erhielt die Erlaubniß, die Recherchen selbst in die Hand zu nehmen, engagirte zu diesem Zweck zwei russische Geheimpolizisten seiner früheren Bekanntschaft — die deutschen Agenten waren für die Aufgabe schon äußerlich allzu schäbige Erscheinungen —, versah sie mit falschen Pässen, fremden

Namen, entsprechenden Instruktionen, schickte sie nach Hohenheim und ließ sie sich dort als zwei vornehme exotische Gentlemen an der Hochschule immatrikuliren. Sie erhielten sehr respectable Tagegelder und berichteten für das Geld täglich an Stieber die abenteuerlichsten Dinge. Nach diesen Berichten war ganz Hohenheim das reine Mörderneß; nächtllich im Walde bei Mondenschein pflegten sich die Verschwörer zu versammeln; eine ganze Rotte hätte feierlich durch Schwur sich verpflichtet, Mann für Mann nach Berlin auszurücken, das von Blind Versehlte erfolgreich ins Werk zu setzen und nicht eher zu ruhen und zu rasten, als bis Bismarck ein stiller Mann geworden sei. Man kann sich denken, welchen Eindruck solche von Stieber geschickt benutzten Berichte zunächst auf Frau von Bismarck und dann auch auf König Wilhelm machen mußten. Die nächste Wirkung war, daß ein Befehl des Königs den Justizminister anwies, einen seiner Staatsanwälte nach Württemberg zu schicken, um dort durch seine persönlichen Justigationen die schwäbischen Gerichts- und Polizeibehörden zu energischem Einschreiten gegen die hohenheimer Mordgesellen zu veranlassen. Ich vermuthete, daß Stieber ursprünglich darauf gerechnet hatte, selbst mit der Mission nach dem Schwabenland beauftragt zu werden, spätere juristische Erwägungen im Kabinet aber diesen Weg ungangbar gemacht hatten. So war die Wahl des Ministers auf mich gefallen, dem der zu wandelnde Weg auch nicht gangbarer erschien. Abgesehen davon, daß meine häuslichen Verhältnisse für eine längere Abwesenheit von Berlin so ungünstig wie möglich lagen, und abgesehen davon, daß der Ausbruch des Krieges mit Oesterreich und den süddeutschen Staaten stündlich erwartet wurde, vermochte ich schlechterdings nicht zu erkennen, was mein persönliches Wirken in Württemberg mehr und besser auszurichten im Stande sei, als durch schriftliche Requisitionen im normalen Geschäftsverkehr zu erzielen wäre. Der Justizminister Graf zur Lippe sah die Sache ziemlich in dem selben Lichte an, wie ich es that. Aber er hatte sein Pulver gegen Stieber bereits vergeblich verschossen, er zeigte mir achselzuckend die königliche Ordre, der er pariren müsse wie ich, und . . . wünschte mir glückliche Reise. Es blieb mir noch gerade so viel Zeit, um wenigstens einigermaßen meiner abenteuerlichen Expedition juristische Form zu geben, vom Untersuchungsrichter des berliner Stadtgerichtes einige in blanco ausgefertigte Requisitionen an württembergische Gerichtsbehörden an mich zu nehmen, mich mit Blinds Revolver als corpus delicti zu bewaff-

nen, den Koffer zu packen und die Fahrt gen Stuttgart anzutreten. Die Route führte damals noch weitläufig über Frankfurt a. M. und Bruchsal. Unterwegs, als ich im Eisenbahncoupé durch Thüringens Waldhügel fuhr, genoß ich das Vergnügen, von deutschen Landsleuten beim Rauch einer guten Cigarre behaglich in allen Tonarten bewiesen zu hören, mit welcher Wucht die ja aller erprobten Generale ermangelnden preussischen Truppen demnächst von Oesterreichs Benedel zusammengewürdet werden würden; in Frankfurt wies man mir am Schalter meine preussischen Kassenscheine mit Hohn zurück; unter so anmuthigen Eindrücken langte ich an einem der ersten Junitage 1866 in Marquardt's gutem Hause in Stuttgart an.

Mein erstes Geschäft war, mich dem württembergischen Justizminister Freiherrn von Neurath vorzustellen und ihn mit meinem absonderlichen Auftrage bekannt zu machen. Im zweiten Stockwerk eines recht bescheiden aussehenden Hauses, in einem noch bescheidener möblirten Arbeitsraum empfing mich ein großer, stattlicher Herr in langem grauen Goetherock, sanguin in Gesichtsfarbe und Temperament, die durchaus sympathische Erscheinung eines süddeutschen Edelmannes höheren Lebensalters. Nachdem er die erste Verblüffung über die seiner Justiz hier entgegnetretende Zumuthung überwunden hatte, äußerte er sich, lebenswürdig schwäbelnd, etwa dahin: „Wissen Sie, Herr Staatsanwalt, daß wir Ihren Herrn von Bismarck hierzulande gerade lieben, kann ich nicht sagen; so weit sind wir aber noch nicht, gegen ihn Meuchelmörder bedächtlich aufzuzüchten; untersuchen Sie also ungenirt, so viel Sie wollen; es ist mir zwar noch unklar, wie wir es nach Lage unserer Prozeßgesetze werden einrichten können, Sie bei den Untersuchungshandlungen persönlich mitwirken zu lassen, und ich muß darüber noch mit meinem Generalstaatsanwalt in Berathung treten; bitte, besuchen Sie mich zu einer gemeinsamen Konferenz morgen wieder; was irgend geschehen kann, um all Ihre Wünsche zu befriedigen, soll sicherlich geschehen.“ Als ich recht erleichterten Herzens die Treppen des Justizministeriums herunterstieg, dachte ich darüber nach, wie Graf zur Lippe wohl einen württembergischen Beamten behandelt haben würde, der nach Berlin gekommen wäre, um der preussischen Justiz auf die Beine zu helfen. Nachmittags empfing ich den Gegenbesuch des Ministers und seines Generalstaatsanwaltes; am anderen Vormittag wurde zwischen uns vereinbart, daß, da die damalige württembergische Prozeßordnung die Anwesenheit Dritter bei untersuchungsrichterlichen Handlungen unbedingt verbot, ich zu solchen

Handlungen zwar nicht unmittelbar zugezogen, aber von allen durch mich veranlaßten Vernehmungsterminen amtlich benachrichtigt, mir vor dem förmlichen Abschluß die Protokolle zur Einsicht vorgelegt und mir Gelegenheit gegeben werden sollte, auf deren Vervollständigung in continenti hinzuwirken. In diesem Sinne wurden die betreffenden Gerichtsbehörden vom Minister mit Weisungen versehen. Damit war in der Sache genau das Selbe erreicht, was ich bei unmittelbarer persönlicher Anwesenheit in den Terminsverhandlungen hätte erzielen können. That- sächlich habe ich denn auch die meisten — oder doch die wichtigsten — der auf meinen Anlaß vernommenen Auskunftspersonen selbst gesprochen und mich mit ihnen verständigen dürfen; nur bei dem eigentlichen artikulirten Verhör mußte der Förmlichkeit halber eine trennende Thür zwischen den preussischen Staatsanwalt und den württembergischen Amtsrichter gezogen bleiben.

Nachdem die Untersuchung in ihren Gang gesetzt war, hatte ich Zeit, ehe auf meine verschiedenen, nach Stuttgart-Hohenheim, Esslingen, Tübingen u. s. w. abgelassenen Requisitionen Terminsbenachrichtigungen an mich erfolgten, mich im Schwabenlande näher umzuschauen. Preussischer Gesandter am stuttgarter Hof war damals der Freiherr von Caniz, der selbe Diplomat, der früher in Darmstadt beglaubigt gewesen war und über dessen Konflikte mit dem hessischen Minister von Dalwigk eine ganze Reihe der von Poschinger herausgegebenen Bundestagsberichte Bismarcks Ergög- liches zu erzählen weiß. Er war auch jetzt nicht auf Rosen gebettet. Hatte doch kurz vorher erst der Premierminister König Karls von Würt- temberg, Herr von Varnbüler, Preußen sein *vae victis*, künftiger Siege trunken, drohend zugerufen. Eines schönen Tages begegnete mir Caniz in besonders erregter Gemüthsverfassung auf der Straße und machte seinem Aerger Lust, indem er mich mit nachstehendem Hiftörchen erfreute. An den Schaufenstern der stuttgarter Bilderläden hingen überall gräuliche Sudeleien, die Bismarck am Galgen hängend darstellten. Er, der Ge- sandte, käme eben von Varnbüler, den er gefragt habe, ob es in Stutt- gart keine Polizei gebe, die solche, unter civilisirten Staaten unerhörten „kanibalischn“ Roheiten von der öffentlichen Bildfläche fortzufegen wisse. „Wissen Sie, was der ‚Kerl‘ mir darauf erwidert hat? Ich, von Varnbüler, wundere mich, daß Sie, Herr von Caniz, unsere Schau- fenster Ihres Blickes würdigen. Ich, von Varnbüler, habe nicht die Gewohnheit, an Schaufenstern auf der Straße stehen zu bleiben,

kümmere mich absolut nicht darum, was dort auf- oder ausgehängt wird, und würde Ihnen rathen, das Selbe zu thun!" Niemand schaute daher froher drein als der preussische Gesandte, da er mir am sechzehnten oder siebzehnten Juni seelenvergnügt mittheilen konnte, er habe eben seine Pässe erhalten, verlasse noch heute mit der ganzen Gesandtschaft Stuttgart und hoffe, ich würde ihm unverzüglich folgen. Ehe ich jedoch so weit war, mußten noch viel unnütze Protokolle zusammengeslesen werden.

Es würde mich zu weit führen, auch heute kaum noch von Interesse sein, von all den Irrfahrten zu berichten, die ich behufs Wahrnehmung von Terminen durch die schwäbischen Gauen zu machen hatte, und von Dem weitläufig zu reden, was ich dabei amtlich und außeramtlich erlebt habe. Das Gesammtergebniß meiner Untersuchung läßt sich kurz zusammenfassen. Was Stiebers „Vertrauensmänner“ aus Hohenheim nach Berlin berichtet hatten, war vom Anfang bis zum Ende nichts als eine Summe von Lügen eigensten geheimpolizeilichen Fabrikates. Die landwirthschaftliche Akademie in Hohenheim hatte damals einen ziemlich vornehmen internationalen Charakter. Unter der überwiegenden Zahl von Engländern, Amerikanern, Spaniern, meist den besten Familien fremdländischer Aristokratie angehörend, hatte der Nisse, in sich gefehrte Judenknabe während der wenigen Monate, die er sich überhaupt auf der Hochschule aufgehalten, nur eine verschwindende Rolle gespielt. Kaum, daß ein paar Akademiker sich flüchtig des Namens und der Persönlichkeit erinnerten; die Mehrzahl kannte ihn gar nicht. Von Anhang und Freundschaft, von Geheimbündeleyen und Komplotten zwischen Cohn-Blind und diesen gänzlich unpolitisch angelegten jungen Leuten konnte nicht die Rede sein. Cohn hatte Ende März oder Anfang April Hohenheim verlassen, um durch Bayern, Böhmen, Sachsen eine Studienreise zu machen. Unterwegs erst — darüber ließen seine, an eine ihm befreundete tübinger Dame gerichtete Reisebriefe nicht den geringsten Zweifel zurück — hatte sich in dem jugendlichen Hirn beim Anblick der Kriegsvoorbereitungen die Vorstellung festgesetzt, Deutschlands Fluren seien im Begriff, von einem neuen Dreißigjährigen Kriege verwüstet zu werden, das Alles sei das fluchwürdige Werk eines Mannes, mit dessen Verschwinden von der Erdsfläche der Friede der Völker gesichert wäre. So war spontan der Gedanke der That in ihm entstanden; um sie auszuführen, war er von Dresden nach Berlin ge-

kommen; in Dresden oder Berlin war der Revolver erworben; damit war dann geschehen, was wir wissen.

Mit der Feststellung dieser negativen Evidenz des stieberischen Schwabentkomplotts war ich ziemlich fertig, als der stuttgarter Boden für den Preußen heißer und heißer zu werden begann. Ein gesinnungstüchtiges demokratisches Blättchen hatte das geheimnißvolle Thun und Treiben des aus dem Polenprozeß berüchtigten Staatsanwaltes Dr. Mittelstraedt im Lande Württemberg und sein Hauptquartier im Hotel Marquardt zur öffentlichen Anzeige gebracht; es fanden allabendlich vor meinem Quartier freundliche Zusammenrottungen des stuttgarter Mobs statt, der meine nähere Bekanntschaft zu machen gewillt war. Der fünfzehnte Juni brachte in Frankfurt die entscheidende Bundestags-sitzung, die Auflösung des alten Bundes und den deutschen Bundeskrieg. Die diplomatischen Beziehungen zwischen Berlin und Stuttgart brachen entzwei, ich befand mich nach Canis's Abreise ungefähr in der verzweifeltsten Position einer Schildwache in Feindesland, die man abzulösen vergessen hatte. Jedenfalls hatte meine Mission den letzten Rest vernünftiger Zwecke eingeblüht. So beschloß ich denn, auf eigene Faust mich mit meinen Akten und meinem Revolver nach der Heimath durchzuschlagen. Der alte Marquardt, der nicht nur ein sehr braver Mann, sondern auch ein Gentleman war, bestand darauf, mich unter seiner persönlichen Obhut schutzbereit bis zur Abfahrt zu begleiten. Er nahm mich unter den Arm, führte mich durch Höfe und Hintergebäude nach dem benachbarten Bahnhof, besorgte dort am Schalter für mich die Lösung des Billets und brachte mich in dem nächsten nach Frankfurt abgehenden Zug in einem einsamen Coupé wohlbehalten unter. In Frankfurt war der Teufel der Preußenfresserei vollends los. Mit Dem wäre ich allenfalls noch ins Meine gekommen, wenn nur die Eisenbahnverbindung nach Fulda und Webra hin durch die Kriegesfurie nicht gänzlich abgeschnitten gewesen wäre. Nachdem ich mich einen Tag planlos auf den frankfurter Bahnhöfen umhergetummelt, gelang es mir, über Hanau und Aschaffenburg in bayerischen Militärzügen Unterschlupf zu finden und auf solchem Weg Bamberg zu erreichen. Hier schien es zunächst gar kein Weiterkommen zu geben. Es waren die Tage, da die bayerischen Truppen den vom Norden heruntergedrängten Hannoveranern zu Hilfe zu eilen versuchten, die Katastrophe von Langensalza sich vollzog und allgemeine Konfusion

in der Reichsarmee das Oberkommando führte. Bald hieß es, der Tunnel bei Sichtenfels sei bereits gesprengt, bei Koburg werde gekämpft, Züge nach dem Norden gingen überhaupt nicht mehr ab. Dann wieder verlautete, man wolle versuchsweise noch einen Zug ablassen, vielleicht würden Zivilisten mitgenommen werden, vielleicht sei es möglich, über Koburg nach Eisenach zu gelangen. Nach endlosem Harren gelang Das wirklich und von Eisenach aus gab es wieder fahrplanmäßige Verbindung nach Berlin.

Post tot discrimina rerum und nachdem ich so mich zwischen Stuttgart und Berlin drei bis vier Tage umhergetrieben hatte, fand ich mich eines schönen Sommermorgens wieder auf meiner Potsdamerstraße daheim. Meine Frau, die trotz allen aufgegebenen Briefen und Telegrammen seit acht Tagen ohne alle Nachrichten von mir geblieben war, wohl aber aus den Zeitungen allerlei Tatarennachrichten von in Bayern aufgefangenen und gehnachten preussischen Spionen erfahren hatte, war des Wiedersehens froh. Zwei Wochen darauf wurde ich glücklicher Vater meines ersten Kindes. Dies und die großen Dinge des böhmischen Kriegsschauplatzes ließen mich die Misere meiner schwäbischen Abenteuer rasch vergessen. Es kostete einige Mühe, meine Reiseauslagen einigermaßen ersetzt zu erhalten, dieweil der preussische Sporteltarif für derartige staatsanwaltliche Expeditionen ins Ausland keine recht entsprechende Rubrik enthielt. Schließlich kam ich auch darüber fort und konnte mich demnächst als Vorstand der „politischen“ Abtheilung der berliner Staatsanwaltschaft wieder der geistvollen Thätigkeit widmen, wöchentlich ein Duzend Anklagen wegen durch schlimme Scheltworte gekränkter Nachtwächter mit meiner Unterschrift zu versehen. Unter zehn Fällen bestand durchschnittlich neunmal die „inkriminirte“ Aeußerung in der aus Götz von Berlichingen bekannten, sonst für die Schriftsprache unzugänglichen kräftigen Zumuthung. Das nannte man damals am Mollkenmarkt „politische“ Anklagen. Ich hatte das Glück, Herrn Stieber nicht wiederzusehen. Ihm hatte das hohenheimer Schwabenskomplott die Ehre eingebracht, als Chef der Staatspolizei im Großen Hauptquartier den König Wilhelm nach Sadowa begleiten zu dürfen. Irre ich nicht, so ist er dann im Jahre 1870/71 in der gleichen Stellung in Versailles thätig gewesen. Was er sich hier oder dort für Verdienste um den Staat erworben hat, weiß ich nicht; doch möchte ich bezweifeln, daß sie einwandfrei waren. Sincerum est nisi vas, quodcumque infundis — acescit! Otto Mittelstaedt.

Divisektion.

Sich kann es dem Herausgeber der „Zukunft“ nachfühlen, wenn er keine sonderliche Lust verspürt, den nun schon durch drei längere Aufsätze*) sich hinziehenden Streit für und wider die Divisektion fortzuführen; er wird ausrufen: Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los! Aber die Sache ist doch zu wichtig und zu ernst, als daß nicht auch ich noch einmal, zur Antwort auf den Aufsatz des Herrn Dr. Beer, das Wort ergreifen sollte. Ich will aber versuchen, mich so kurz wie möglich zu fassen; es kommt mir darauf an, erstens eine Reihe von Thatfachen festzustellen und auf eine Anzahl Fragen des Herrn Beer zu antworten; zweitens den Standpunkt der Bekämpfer der Divisektion nochmals zu beleuchten.

Herr Beer hatte natürlich Gegner, als er seinen ersten Aufsatz schrieb; und diesen schob er insofern „falsche Ansichten“ unter, als er deren Mitgefühl mit allen Denen, die sonst im Menschen- und Thierreiche leiden, bezweifelte sie Dem gemäß auf dankbarere Aufgaben hinwies. Dagegen wandte und wende ich mich heute mit dem Hinweise, daß man das Eine nicht thun, das Andere lassen dürfe, daß das Mitleiden uns treibe, gegen alles ungerechte qualvolle Leiden einzutreten und nicht vor einem plöylich Halt zu machen.

Ich nahm eine längere Stelle aus einer Schrift über die Jagd in meinen Gegenaufsatz hinein, worin es hieß, in der Heiligen Schrift finde man keinen Heiligen als Jäger. Ein „Argument“ sollte Das nicht sein, nur eine nicht belanglose Bekräftigung der vox populi langer Jahrhunderte.

Herrn Heidenhain sollte man lieber ruhen lassen und nicht aus dem Bereich der Toten heraufbeschwören, auch den unüberlegten, schlechten Witz mit dem Seite für Seite blau durchstrichenen Lehrbuch der Physiologie nicht immer wieder als „Argument“ anführen. Wie viel wird der Divisektion gut geschrieben, was ihr nachweislich gar nicht verdankt wird! Wie Vieles ist entdeckt gewesen, um dann divisektorisch nochmals entdeckt zu werden! Es scheint, daß Herr Beer sogar Galvanis Versuche mit zuckenden Froschkeulen der Divisektion zuschreiben möchte. Von Heidenhain aber sei nur folgendes Stücklein mitgetheilt, um seine Unglaubwürdigkeit zu beweisen. Er schrieb im Auftrage des Ministers von Goxler, auf Grund der Gutachten der medizinischen Fakultäten, jene bekannte Schrift zur Orientirung der preussischen Abgeordneten, die denn auch auf die „amtliche Denkschrift“, die „amtliche Wahrheit“ hereinfielen; der eine Angeklagte wurde zum sachverständigen Gutachter, der andere zum Richter bestellt; damit war die Sache in oberflächlichster und leichtfertigster Weise erledigt; die Schrift diente nicht dazu, die Wahrheit zu enthüllen, sondern, sie zu verhallen. Wie sie entstand, dafür ein Beispiel. Herr

*) S. „Zukunft“ vom 27. November 1897, 15. Januar und 26. März 1898.

von Gofler hatte in der ersten Debatte (April 1883) einen Fall aus Jacobsons Privatpraxis als Beweis für den Segen ins Feld geführt, den die von Munk grauenhaft gemarterten Affen der Welt gebracht hätten. In den Bayreuther Blättern 1883, VII—X, erschien eine Erklärung, daß keine der von Gofler vorgebrachten Thatsachen richtig sei. Daraus erhielt Professor Jacobson (Direktor der königsberger kgl. Augenklinik) von Heidenhain folgenden Brief:

Breslau, 21. Dezember 1883.

Hochgeehrter Herr Kollege!

Verzeihen Sie gütigst die Belästigung durch eine Anfrage, welche ich auf Veranlassung des Ministeriums an Sie zu richten mir erlaube. Im Abgeordnetenhaus steht wiederum eine Bivisektion-Diskussion bevor. Im vorigen Jahre theilte der Minister zum Beweis für den praktischen Nutzen der munkischen Hirnverfuchung einen Fall aus Königsberg mit (Trepation des Schädels in der Sehregion). In einer von den Herren Lawson Tait und Dr. Gryjanowski verfaßten Kritik der Abgeordnetenhaus-Debatte wird dieser Fall für nicht beweisend erklärt; der Ort der Verletzung sei von vorn herein durch Sie gefunden, nicht erst auf Grund der munkischen Beobachtungen diagnostiziert, er sei weit entfernt von der munkischen Sehphäre gewesen u. s. f. Gryjanowski bezieht sich dabei auf eine Dissertation von Hagenstein. Ich bin nun damit beschäftigt, im Auftrage des Ministeriums eine Denkschrift für das Abgeordnetenhaus auszuarbeiten, und erhalte zu dem Zwecke alle bezüglichen Aktenstücke aus Berlin. Unter die mir heute zugegangene eben erwähnte „Kritik“ hat Gofler mit Bleistift die Notiz gemacht: Jacobson hat mir ausdrücklich den (bestrittenen) Zusammenhang „bestätigt“. Althoff ersucht mich, mich mit Ihnen in Korrespondenz zu setzen, um Aufklärung über die Richtigkeit der Angaben Gryjanowskis zu erbitten. Ich habe in dieser Angelegenheit, die mich sehr interessirte, schon früher spontan an Schönborn geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Um Sie genau zu orientiren, schreibe ich bestehend die Sätze der Kritik ab und danke Ihnen im Voraus bestens für gütige Aufklärung.

Mit vorzüglicher Hochachtung

R. Heidenhain.

Die „gütige Aufklärung“ erfolgte und lautete: daß jedes Wort der bayreuther Kritik zutreffend sei. Da es sich um eine ministerielle Anfrage, um die amtliche Widerlegung der Einwürfe handelte, die gegen die öffentlich gemachten Behauptungen der Bivisektion-Debatte ebenfalls öffentlich erschienen waren, da dieser Fall vom Minister selbst als besonders glänzendes Paradeponer falschlich vorgeführt worden war, da Heidenhain ihn für so wichtig hielt, daß er aus freien Stücken an Schönborn, dem königsberger Chirurgen, geschrieben hatte, hätte man wohl erwarten dürfen, daß um der Wahrheit willen die Berichtigung erwähnt worden wäre. Man findet aber keine Silbe darüber. Das sollten die Herren nicht vergessen.

Gewiß, Herr Beer, haben sich hervorragende Physiologen und Mediziner theils über die Nutzlosigkeit der Bivisektion, theils über den viel zu großen Umfang,

den sie angenommen habe, ausgesprochen. Freilich setzen Sie klüglich hinzu: „kein Physiologe habe im Vollbesitz seiner Vernunft die Vivisektion für nutzlos erklärt.“ Denn es ist natürlich leicht, alle Zeugnisse als von unvernünftigen Gelehrten herrührend abzuweisen. Immerhin mögen einige Beispiele gegeben werden: Ich nenne Charles Bell, der in seinem Werke „The nervous system of the human body“ urtheilt: „Versuche haben nie zu Entdeckungen geführt und ein Blick auf die neuesten Leistungen der Physiologie zeigt, daß das Vivisizieren mehr Irthümer verewigt als auf anderem Wege gewonnene richtige Ansichten bestätigt hat.“ Und Bell nennt seine Entdeckung der zwiefachen Funktion der Rückenmarksnerven ausdrücklich eine „Deduktion aus anatomischen Daten“. Dr. Laborde nennt die Entdeckung der Aphasie (des Verlustes der Sprache) das Ergebnis von Beobachtungen am Krankenbett. Ihm stimmt Charcot zu, der urtheilt, daß die während des Lebens am Menschen beobachteten krankhaften Funktionen in stete Beziehung zu den nach dem Tode entdeckten örtlichen Schäden zu bringen seien; solcher Methode „verdanken wir alle irgend exakten zutreffenden Kenntnisse, die wir heute von der Pathologie des Gehirnes haben.“ Ferner weise ich nur noch, um nicht allzu breit zu werden, auf die Urtheile von Hyrtl, Strauß-Dürkheim, sogar des berühmten Ludwig, Roche (von der französischen Akademie), Brown-Séquard (der die Lehre von den Funktionen des Gehirnes ein „Gewebe von Irthümern“ nennt, „die erst durch klinische Beobachtungen am Menschen berichtigt worden sind), Longet, Vergalloy, Boelard, Lawson Tait und Andere hin.

Mindestens hätte man erwarten sollen, daß sich die besonnenen und „humanen“ Vivisektoren — als solchen will ich natürlich auch Herrn Beer von vorn herein gern gelten lassen — gegen das Uebermaß von Vivisektionen erklärten, gegen die auch nach ihrer Meinung vorkommenden Ausschreitungen und Mißbräuche. Davon ist aber nie Etwas vernommen worden, noch hat die verantwortliche preussische Staatsbehörde je eine gründliche und unparteiische Untersuchung der Frage durch Fachgelehrte und gebildete Laien, die in dieser ernsten Sittenfrage allerdings mitzureden haben, angestellt, noch die Vivisektion eingeschränkt und amtlich überwacht, noch auf die Uebertretung der gegebenen Bestimmungen Strafen gelegt. Wie kann man sich da nun wundern, daß bei solchem Mangel an allem guten Willen ein Sturm losbricht, der sich nicht lange auf Abwägung und Unterscheidung von Erlaubtem und Mißbräuchlichem einläßt, sondern unter solchen Umständen die gesetzliche Unterdrückung der Vivisektion verlangt! Und auch jetzt geschieht noch nichts, weder von der Behörde, noch von den angegriffenen Vertretern der „Wissenschaft“, um den auch nach ihrer Meinung berechtigten Forderungen der Menschlichkeit und auch einer besonnenen, vorsichtigen, geläuterten Wissenschaft entgegenzukommen. Was aber den Umfang, die geradezu wüste Anwendung durch

Berufene und Unberufene betrifft, so erinnere ich an das Urtheil des Sanität-rathes Rupprecht („Unsere Zeit“, 1883), wonach eine „gesetzliche Beschränkung der Bivisektion geboten sei“. Er stellte dann sieben Forderungen auf und meinte, daß im Fall von deren Annahme die Zahl der bisher angestellten Bivisektionen sich um etwa 80 bis 90 Prozent vermindern würde.

Von noch höherem Gewicht aber ist das Urtheil des Geh. Medizinal-rathes Professors A. Eulenburg („Gegenwart“, 1879): „Man kann qualitativ und quantitativ mißbräuchliche Anwendungen der Bivisektion unterscheiden. Zu den ersten gehört das kritiklose Experimentiren über Dinge, die einer derartigen Bearbeitung gar nicht bedürfen, bei deren Bearbeitung folglich auch nichts oder so gut wie nichts herauskommt. Es fehlt nicht an strebsamen Adepten der Wissenschaft, welche die Worte ‚experimentell‘ und ‚exakt‘ förmlich als gleichbedeutend anzusehen scheinen und auch die gleichgiltigste in ihrem Gehirn aufgestiegene Frage nicht anders als durch den Massenmord von Fröschen, Kaninchen oder gar Hunden entscheiden zu können wäghen. Man wird mich wohl davon dispensiren, hier Beispiele zu nennen. Indessen, um nicht einer feigen Zurückhaltung und moralischen Mitschuld geziehen zu werden, will ich als meine subjektive Ansicht hinzufügen, daß es Experimente giebt und gegeben hat, die ihrer Grausamkeit halber schlechterdings verwerflich und unzulässig sind, selbst wenn ein erheblicher wissenschaftlicher oder praktischer Nutzen mit ihnen verbunden sein würde. Quantitativ kann die Bivisektion gemißbraucht werden und wird unzweifelhaft gemißbraucht, indem die selben schmerzhaften, verflümmelnden oder tödtlichen Versuche bei Thieren häufiger als nöthig wiederholt werden. Die Entscheidung über das im einzelnen Fall einzuhaltende Maß ist allerdings eine sehr schwierige und sollte am Besten vom Experimentator selbst getroffen werden können. Indessen glaube ich, auch hier nur schwachem Widerspruch zu begegnen, wenn ich die Meinung wage, daß namentlich jüngere und im Experimentiren relativ unerfahrene Bivisektoren oft der Zahl an sich eine auf diesem Gebiete ungerechtfertigte oder übertriebene Bedeutung beimessen. Zehn gut illustrierte Versuche der selben Art beweisen doch im Grunde nicht mehr als ein einzelner von ihnen; und zehn mangelhafte vollends noch nicht so viel wie ein guter. Ich weiß sehr wohl, daß wenigstens die erste Hälfte dieser Behauptung anfechtbar ist und daß der gegenwärtig grassirende Kultus der Statistik auch auf diesem Gebiet die Forderung nach recht hohen Zahlen erhebt, um durch Kompensation von Fehlerquellen u. s. w. bei größeren Beobachtungsreihen einen höheren Wahrscheinlichkeitsgrad für die abgeleiteten Resultate zu erzielen. Doch hier scheint mir die Sache oft so zu liegen, daß die Ansprüche einer nicht selten rein äußerlichen und in Wahrheit rein unrealisirebaren ‚Exaktheit‘ eben zurückstehen oder mindestens eingeschränkt werden müssen zu Gunsten anderer Faktoren,

die nun einmal in den Gefühlen der überwiegenden Majorität, in unserem Sittlichkeitbewußtsein, im ganzen Kulturleben der Gegenwart einen hervorragenden und wohl berechtigten Platz einnehmen.“ Und in der „Zukunft“ hat Schweninger gesagt: „Pharmakologische Thatfachen, die durch Experimente an gesunden Thieren erprobt worden sind, werden skrupellos und wahllos für die Behandlung kranker Menschen nutzbar zu machen versucht. . . . Wir brauchen Aerzte, die menschlich fühlen und nicht verroht sind durch fortgesetzte Thierschänderei, die human ihre Aufgabe empfinden und nicht durch wissenschaftliche Scheuklappen beengt und beschränkt sind.“

Der Einwurf liegt nah — und Herr Beer macht ihn im Voraus —: Das war einst so, es ist jetzt besser! Rein, es ist nicht besser, noch wird es ohne gesetzliche Regelung der Frage je besser werden. Und aus welchem Grunde hätte es auch besser werden sollen? Von welcher Zeit an beginnt nach Herrn Beer die bessere Erkenntniß oder die höhere Menschlichkeit? Immer neue Aufgaben treten an die Wissenschaft heran; diese mögen wechseln, nicht ihr Verfahren. Und dieses wird ja als ein erlaubtes, jetzt wie früher, in Anspruch genommen. Dazu ist die ganze Angelegenheit eine internationale; überall die selbe wissenschaftliche Leidenschaft, die vor nichts zurückschreckt; und ein Gelehrter tritt für den anderen ein, falls er nicht sein wissenschaftlicher Gegner ist; und die Zeitschriften bringen alle vivisektorischen Versuche ohne Prüfung ihrer Zulässigkeit oder Nothwendigkeit, ohne ein Wort der Mißbilligung in den vielen Fällen, wo ein solches nach Eulenburgs Urtheil nöthig wäre. Deshalb mußte sich auch, als gegen ein Weltübel, ein Weltbund zur Bekämpfung bilden.

Und sollte wirklich die „reine“ Wissenschaft einmal in der Hauptsache am Ende ihrer Forschung angekommen sein, so wird darum des Viviseziens kein Ende sein. Der jüngst gestorbene Stricker in Wien hatte sich zum besonderen Ziel gesteckt, die Thierexperimente im Hörsaal vorzuführen, das „vivisektorische Experiment für alle angehenden Aerzte neben klinischer Beobachtung und pathologischer Lektion zu einer dritten Quelle der Erkenntniß zu gestalten“ (Festschrift Dr. Viedis zu Ehren Strickers). Und seine letzten Worte waren: „Meine letzte Sorge und meinen letzten Wunsch bilden die Erhaltung und Fortführung meines Institutes in meinem Geist.“ Wenn dieser „Geist“ also weiter lebt — und Herr Beer stimmt damit überein —, dann ist nicht nur kein Ende abzusehen, sondern die Experimente an lebenden Thieren werden noch fortwährend zunehmen; und die „Verusenen“, „Maßvollen“ und „Menschlichen“ mögen sehen, wie sie Derer Herr werden und ihr Thun mit verantworten können, die sich durch keinen Einspruch des Gefühles, des Gewissens, des geschriebenen und ungeschriebenen Rechtes davon abschrecken lassen, ihren Vortheil mit jedem Mittel zu erjagen und ihren Wissensdurst ohne alle Scheu zu befriedigen.

Ich behaupte nicht, daß der Vivisektor von vorn herein von dem „Trieb, zu quälen“, erfüllt sei. Ich behaupte nur, daß er, je länger, je mehr, alles Mitgeföhles gegen sein Opfer haar werde; und Das bezeugen „abgebröhete“ Forscher, wie Goltz, Hermann, Lyon, die von der englischen Königlischen Kommission vernommenen Gelehrten und Claude Bernard, der gesagt hat: „Der Physiologe ist kein gewöhnlicher Mensch, er ist ein Gelehrter, ein Mensch, der von einer wissenschaftlichen Idee ergriffen und vollständig erfüllt ist. Er hört nicht mehr das Schmerzengeschrei der Thiere. Er ist blind für das Blut, das fließt. Er hat nichts vor Augen als seine Idee und Organismen, die ihm Geheimnisse verbergen, die er entdecken will.“ Mensch und Thier sind dem „abgebröheten“ Vivisektor — gewiß giebt es auch relativ bessere — schließlich nur noch Versuchsmaterial. Das ist durch hinreichende Beispiele festgestellt worden. Ich verweise nur auf die Schriften Dr. Kochs und Horbachs.

Herr Beer möchte glaublich machen, daß alle vivisektorischen Versuche in „möglichst humaner Weise“ vorgenommen werden. Er mag Das von sich aussagen, meinetwegen; im Uebrigen aber trifft es nicht zu. Ich berufe mich auf die unzweideutigen Darstellungen und Zeugnisse der Vivisektoren selbst. Das gilt auch von der sofortigen oder baldigen schmerzlosen Tötung und von der Betäubung. Und daß das Kurare bis heute auch ohne betäubende Mittel angewendet wird, bezeugen die Angaben Derer selbst, die wir darob angreifen. Es wird verlangt, solche Behauptungen durch Beispiele aus der jüngsten Zeit zu belegen. Aber wozu? Lese Herr Beer doch unsere Schriften und die Zeitschriften seines Faches. Alles, was wir vorbringen, ist den Fachschriften der Vivisektoren entnommen und wird von uns mit ihren eigenen Worten angeführt. Und was früher gegolten hat, gilt noch, da der Geist jener Wissenschaft sich nicht im Geringsten geändert hat. Was das Kurare anbetrifft, so wird es überall sehr bestimmt bemerkt, wenn daneben auch Betäubungsmittel angewendet werden; wo nichts davon steht, ist anzunehmen, daß man sich mit der Lähmung begnügt hat; und diese genügt ja auch vollkommen, wenn die Barmherzigkeit ihr Wort nicht mitzusprechen hat. Ein einziges Beispiel mag angeführt werden: „Das Thier wurde mittels Kurare oder Rückenmarks-Durchschneidung regunglos gemacht, zuweilen der Schlund extirpiert . . . die Herznervenästchen wurden immer an der rechten Seite präparirt, zu welchem Zwecke die . . . Brusthöhle von der zweiten bis zur vierten Rippe bloßgelegt wurde . . . Bei Beobachtung der erwähnten Vorsichtsmaßregeln gelingt es, bei vollständig offener Brusthöhle während zwei bis vier Stunden am Herzen und an den Lungen zu arbeiten“ (Dr. Pawlow in Du Bois-Reynolds Archiv 1887). Das ist doch gewiß „human“ zu nennen. Rein: nicht die Thiere werden narkotisiert, sondern die leichtgläubige Menschheit; sie hat sich bisher leider ihr Gewissen einschläfern lassen und fällt gläubig anbetend vor den Altären der „Wissenschaft“ nieder.

Das „Streben nach wissenschaftlichem Erfolge“ ist etwas Schönes; der „Strebergeist“ ist aber nach dem Sprachgebrauche etwas davon weit Verschiedenes.

Gewiß, viele Versuche erscheinen geradezu kindisch und wahnwitzig, wie wenn dem Futter Zinnober, Karmin, Indigo, Lusche beigemischt wird, wenn Sand, ägende Stoffe in die Adern gebracht werden, wenn Säuren in Glaskanälen unter die Haut geschoben und, nach Heilung der Wunde, zerbrochen werden, wenn Pfefferkörner einem Händchen ins Gehirn gebracht werden, wenn Thiere durch die Hitze vermeintlich sieberkrank und, auf der Drehscheibe rasend schnell herumgewirbelt, künstlich blödsinnig gemacht werden; wenn Thieren die Haut abgezogen wird, um zu sehen, ob sie ohne diese leben können u. s. w.

Daß Gifte auf Mensch und Thier und auf die einzelnen Thierarten ganz verschieden wirken, ist seit Niemeyers Lehrbuch (erste Auflage 1858) eine zu bekannte Thatsache, als daß ich darüber ein Wort verlieren sollte; deshalb erproben die Gelehrten neue „Mittel“ immer häufiger an dem Menschen selbst, dem billigen, ihnen überantworteten klinischen Versuchsmaterial. Wissenschaftlich haben sie Recht; ob aber auch sittlich? Nein, wird man sagen; aber am Thiere: Das ist etwas Anderes.

Und damit komme ich zu der letzten grundsätzlichen und entscheidenden Betrachtung. Die Frage ist: Darf der Mensch es für sittlich erlaubt halten, Thiere um seines Nutzens willen, um der vermeintlichen Nothwendigkeit der Selbsterhaltung, um der Förderung der Wissenschaft willen in der qualvollsten Weise zu behandeln, zu verbrauchen, zu töten? Herr Beer bejaht die Frage, wenn er auch meint, wir Gegner der Vivisektion übertrieben; aber er würde jenen Anspruch vertreten, auch wenn wir nicht „übertrieben“. Der Zweck heiligt in den Augen dieser Wissenschaftler jedes Mittel. Nun, auch wir sind Freunde der Wissenschaft; wir sind durchaus keine rückständigen Menschen, auch keine Freunde von „Weihrauchdunst“, wir sind nicht „glaubensselig“, nicht „wissenschaftlich“; wir begrüßen den „Stillstand und Rückschritt“ nicht; auch sind wir keine „Freunde der von keiner Sachkenntniß getrühten Unbefangenheit“; dieses schöne Wort durfte natürlich auch nicht fehlen! Nein, so liegt es nicht; sondern es stehen einander eben, wie Herr Beer ganz richtig feststellt, „unversöhnliche Ansichten gegenüber“, nicht verschiedene Schulmeinungen, sondern grundverschiedene Weltanschauungen. Doch sind wir um Eines besser daran als unsere Gegner. Wir verstehen sie ganz wohl; wir können uns in ihre Gedankenwerkstatt hineinversetzen, nicht aber umgekehrt; sonst würden wir nicht einen solchen Erguß fehlgegriffener, unliebenswürdiger und ungerechter Bezeichnungen über uns ergehen lassen müssen. Man versuche doch wenigstens einmal, unseren Standpunkt zu verstehen: wir kämpfen einen Kampf ums Recht, nicht um das persönliche, sondern um das Recht aller Derer, die wir als unserer Fürsorge, unserem Schutze anvertraut ansehen. Von

diesem Standpunkt aus erscheinen uns die Gegner als sittlich farbenblind und sie müssen wohl — Herr, verzeihe ihnen, sie wissen nicht, was sie th un — ungerocht gegen uns werden. Wir können die den Thieren und Menschen auferlegte Qual nicht als eine „allgemeine Wehrpflicht“ ansehen; ist dieses Wort übrigens mehr als eine „allgemeine Phrase“? Wir sehen den leiblichen Besitzstand der Menschheit deshalb nicht für gefährdet an, weil wir ihren geistigen Besitzstand retten wollen und darum die Vivisektion zu unterdrücken versuchen; Das kann doch nur gemeint sein mit dem Schlagworte: „Die Menschheit um der Menschlichkeit willen opfern.“ Alle geistige Vollendung der Menschheit liegt auch uns, und zwar in höherem Maß als ihnen, am Herzen; denn wir meinen, daß die sittliche Vollendung über der Pflege des Verstandes, daß das Gewissen über dem Wissen stehe und daß dieses durch die Vivisektion gewonnene Wissen entweder sehr trügerisch oder, wenn sicher, doch nur ein Theilchen der gesammten Wahrheit, d. h. der Welterkenntniß, ist. Wir meinen deshalb, die „Wissenschaft“ sollte bescheidener sein und sich Selbstbeschränkung auferlegen; sie sollte, wenn ein Verbot der Vivisektion wirklich ein Hemmiß der Wissenschaft bedeutete, um der höheren seelischen Güter willen, die auf dem Spiele stehen, auf das niedere, die Förderung der verstandesmäßigen Welterkenntniß, verzichten oder sie vielmehr auf dem Wege anderer Forschungarten suchen. Sie sollte auch, wenn sie immer von dem Nutzen und der Wohlfahrt der Menschheit spricht, an die feinst angelegten und höchst entwickelten Menschen denken, die bei der Betrachtung der vivisektorischen Gräucl unsagbar leiden und sich seelisch verzehren.

„Seele!“ Das freilich giebt's nicht für den Vivisektor. Herr Beer wiggelt über die Leute, die an eine unsterbliche Seele, an eine Vergeltung nach diesem Erdenleben glauben. Ich lasse die Frage offen und bin bescheidener als die Naturwissenschaftler, die kraft ihrer vivisektorischen Bildung auch ein maßgebendes Urtheil in metaphysischen Fragen abgeben zu können meinen. Die Physiologie ist ihnen Alles; uns ist sie Etwas, aber nicht das Höchste; sie läßt die entscheidenden Hauptfragen des forschenden menschlichen Geistes unbeantwortet oder beantwortet sie mit einem bestimmten „Nein“, während selbst ein Du Bois-Reymond sein vorsichtiges „Ignoramus, ignorabimus“ aussprach. Wo der Sitz des Denkens und des Gemüthes ist, Das wüßten wir nun also; wissen wir damit aber auch, was das Denkende, Fühlende, d. h. die Einheit des Wesens, die Persönlichkeit ist? Will man auch diese rein physiologisch erklären?

Uebrigens: wenn wir uns gegen die Vivisektion, also eine einzelne Forschungart, wenden, warum setzt man dafür immer „Naturforschung“, die weitverzweigte, ein? Gegen diese insgesammt, so weit sie sich sittlich erlaubter Mittel bedient, wird kein Vernünftiger sich wenden. Diese Art der Unter-

schiebung eines weiteren Begriffes unter einen engeren hat etwas arg Sophistisches an sich, sammt allen den daraus gezogenen Folgerungen.

Zum Schluß an Herrn Beer folgende Anfrage: Gesezt, er fielle einmal in die Hand eines Mächtigeren, eines eben so sehr von heißem Verlangen nach Wissen erfüllten wie rücksicht- und gewissenlosen Uebermenschen. Dieser wäre überzeugt, seine wissenschaftlichen Versuche am Erfolgreichsten am Leibe des Menschen und gerade dieses Menschen vornehmen zu können; und diesen Menschen hätte er nun einmal in seiner Hand, und er benutzte die Gelegenheit in vollster Freiheit von allen altfränkischen Gewissensbedenken. Würde er unrecht handeln? Nein, nach Dr. Beers Logik nicht. Aber es wäre ja verboten! Gut, dann würde er nach Beers Anweisung mit seinem Opfer eben „heimlich experimentiren“. Denn „der Wissensdrang des Menschen ist ja,“ wie mein Gegner sagt, „von erstaunlicher Kraft“. Professor Dr. Paul Förster.



Leben. . .

In diesen goldnen Tagen,
Da nur die Finken schlagen,
Da mit der Lüfte Wallen
Nur weiße Blüthen fallen —
Mein Herz, was willst du mehr?

Sie fallen ohne Ende
Auf Locken mir und Hände —
Sie fallen und sie grüßen
Noch unter meinen Füßen
Das Leben und den Tod.

In all den grünen Weiten
Nichts als ihr lautlos Gleiten —
Im Wehen all der Lüfte
Nur ihre schwangern Düste,
Ihr Schimmer, weiß wie Schnee.

Und drunter still die Erde,
Fromm harrend, was da werde . . .
So fraglos hingegeben
Dem Tode wie dem Leben
In alle Ewigkeit —

Ein. . . Mädchen. . . in. . . den. . . Armen. . .
Geliebten Antlitz-falten,
So mütter-lich und -sind — —
In diesen goldnen Tagen,
Mit allen meinen Fragen —
Was bin ich für ein Kind!

Wien.

M. E. delle Grazie.



Im Garten der Hesperiden.*)

Sevilla.

Der Himmel war grau und dicke Tropfen fielen, als der Zug in Sevilla einfuhr. Verschüchtert duckten sich die weißen Häuschen zu beiden Seiten der Straße und blinzelten durch die triefenden grünen Jalousien, während der Hotelwagen, stöhnend unter der Last einer englischen Familie, durch die Pfützen plauschte. Unter dem umfangreichen Gepäck befand sich ein blondes junges Ding, das May hieß und als Gesellschafterin diente; sie hatte sich in einen dicken Pelztragen gewickelt, so daß nur ein paar blonde Locken und weiße Fähdchen sichtbar blieben, und sicherte beständig: „Oh, is that Seville, oh, isn't it a dirty place!“ . . . Aber der Himmel weint nicht länger über Andalusien als die Augen der Spanierinnen über ungetreue Liebe: und kaum fühlten wir die Marmorstufen des Hotel Madrid unter den Sohlen, da füllten sich wieder alle Straßen mit Sonne und Menschen.

Ja, es ist wahr, obwohl es in den Schulbüchern steht: in Sevilla sind alle Fenster mit Blumen umkränzt und häufig erscheinen zwischen den langen Vorhängen dunkeläugige Andalusierinnen und manche von ihnen sind schön. Die Thüren der Häuser sind geöffnet und durch das schmale Vestibül erblickt man lustige Säulenhäute, darinnen unter Palmen und Orangenbäumen Vapageien schwagen und Pianinos klinkern. Und quer über die engen Gassen spannen sich festlich weiße Segel von Haus zu Haus, damit der Fremdling unter bräutlichen Baldachinen wandle, in goldenem Schatten durch die Stadt der Liebe.

Wie ein versteinertes Zaubergarten träumt die Kathedrale von Sevilla in der Sonne. Um die Stämme der Säulen und das Geäst der Streben blüht und rankt ein marmorner Flor; und die Terrassen und Dächer, die Thürme und Kuppeln bergen sich unter Spitzen und Gehängen. Zwischen den Pfeilern der mächtigen Balustrade lodern auf hundert ragenden Randalabern symbolische Feuersäulen. Aber auch diese — die Flammen der Liebe und des Glaubens — sind versteinert und ergraut.

Ich weiß nicht, wie es geschah, daß von diesem südlich überschwänglichen Bilde der Blick heimwärts flüchtete und, umsäumt von den grünen Bäumchen des Abnigsplatzes, das große neue Reichshaus mir erschien. Hier tödt, Gott sei Dank, keine sinnbetörende Phantasie, hier kleidet sich die nationale Begeisterung in das ansprechende Gewand baulichen Ruzialstils. Nach bewährter Vorschrift stehen die offiziellen Pilaster wie stramme Grenadiere zwischen den wohlverglasteten Riesenfenslern und die massigen Eckwinger zeigen den kriegerischen Trupstil, in dem der öffentliche Baugeschmack des neuen Reiches gipfelt. Die Dekorationsstücke der Beobachtung stellen handliche Petschaften und Briefbeschwerer dar und symbolisiren sehr glücklich die schriftliche Form der Gesetzgebung; selbst die an sich gefällige goldene Kuppel steht in dieser Umgebung einem riesigen Lintensahbedel nicht unähnlich, — nur daß sich unter der breiten Wölbung keine richtige Linde, sondern ein geräumiger Saal befindet, in dem die Herren Abgeordneten zeitweilig sitzen. Verbhaft erinnere ich mich des Eindrucks, wie ich aus der

*) S. „Zukunft“ vom 22. Januar 1898.

pomphaften Vorhalle durch eines der nabelöhrartig engen Thürchen in diesen Saal trat. Ich hatte eine Halle aus Erz und Marmelstein geträumt und befand mich in einer freundlichen Stube. Ein hölzernes Mittelbänkchen zwischen Konzertsaal und Bahnhofrestauration, mit Renaissancefalschen und humoristischen Thürbildern ausgeziert. „Das Holz“, erklärte mir mein Führer, „ist wegen der Akustik. Auf der einen Seite reden die Reichsboten nicht deutlich genug und auf der anderen Seite können sie nicht ordentlich verstehen. Das Holz aber resonniert mit, es bildet in akustischer Beziehung einen richtigen Resonanzboden, so daß selbst starkes Blech nicht dagegen aufkommt.“ Und ich gedachte der alten Paulskirche in der Stadt Frankfurt am Main, darinnen der deutsche Parlamentarismus geboren und begraben wurde. Die schmucklose Rotunde dieses Hauses bestand aus Stein und das alte Parlament lebte vielleicht noch heute, wenn es hölzerner genug gewesen wäre und die Volksvertreter weniger seine Thron und größere Stimmen gehabt hätten.

Genug davon! Mich zieht es wieder zurück nach Sevilla, — und auf den Weg hilft mir ein freundliches Motiv. Ein architektonisches: die feingezeichneten Wappenschilder, die, von flachen Kronen überragt, die Reichstagsfenster schmücken und, fremdbartig geschmackvoll, in ihre Umgebung nicht recht passen wollen. Von Anfang an hatten sie mir gefallen und ich war erfreut, ihren vierhundert Jahre älteren Vorbildern an einer versteckten Mauer der Kirche von Sevilla zu begegnen. „Ein Abglanz des stolzen Fühlens, das die Wüste des Wüsterens umflutet, der unversehens nach Ostafrika oder Westafrika kommt und plötzlich am Eingang den schwarzen Wappenvogel des Reiches gewahrt, ein Abglanz dieser hohen Befriedigung leuchtet mir stets, wenn ich unter fernem Himmelsstrich ein Stück für Stück die Elemente unserer nationalsten Denkmäler wiederfinde.“

Nun nicht verdächtigt zu werden, ich sei geworden, um für den Verkauf oder, wie man moderner sagt, die Pachtung der Kathedrale zu wirken, schließe ich dieses Kapitel, jedoch nicht, ohne in Verehrung jenes zarten Wunderwerkes zu gedenken, das stets als Wahrzeichen der Stadt Sevilla genannt wird: des königlichen Thurmes, der gleich einer goldenen Lilie dem Gemäuer entspricht und den lieblichsten Frauennamen trägt: La Giralda.

* * *

Der Alcázar.

„Alcázar“ bedeutet heute bei uns ungefähr das Selbe wie „Eden“, „Edorado“, „Tivoli“ oder „Walhalla“, nämlich ein Café chantant. Es gab aber eine Zeit, wo auch dieser Name anständig war und nichts weiter bezeichnete als ein Schloß der maurischen Könige. Alcázars giebt es deshalb in Spanien fast so viele wie bei uns, aber nächst der Alhambra ist der von Sevilla der schönste und sagenreichste. Was seine Geschichte betrifft, so bemerke ich nur, daß er vor einigen Jahren frisch getüncht wurde, so daß er von außen den Eindruck eines sauberen Oekonomiegebäudes macht, und daß er an Wochentagen von zwölf bis zwei Uhr geschlossen ist. Das suchte mir ein brauner Mädchenkopf deutlich zu machen, der zur Thür herausguckte, als ich um die Mittagstunde anklopfte. Aber schließlich öffnete die Holde und wir durchschritten die kühlen Gänge des Palastes.

Ach, welche Vorstellung hat man bei uns im Lande der Gipsgelichen

und der Stuckhwalben von der Herrlichkeit maurischer Baukunst! Nur dem Orientalen gehorcht die Musik der Farben und von den Rhythmen und Melodien jener alten Blumen- und Sternenvwelt geben uns die Prunkräume unserer maurischen Kaffeehäuser keinen Begriff. Es ist wohlgethan, daß wir die Willkür unseres Lebens in Farben unscheinbar gestalten: die Sala von Erdbraun, Staubgrau, Nikotingelb und Erbsengrün, die wir lieben, stört nicht die Aufmerksamkeit und giebt für Bier, Skat und Tabak, für Kommissionen, Deputationen und Vereinigungen einen homogenen Hintergrund. Was sollen uns Räume, wo Gold, Rubin und Azur von den Wänden rieseln und Stolz und Leidenschaften entfesseln? Unsere Vorzüge liegen auf anderem Felde, wir lieben Säle, in denen man das ruhige Warten lernt, und weitgehende Ansprüche werden befriedigt mit etwas Husarentoth und Dragonerblau.

Die klingenden Namen der Marmorhöfe, die wir durchschweiften, habe ich vergessen. Das Heidenblut, das einstmal über diese Fliesen strömte, ist verwischt und die mißfarbigen Spuren rühren von englischen Malweibern her, die dupendweise mit allerhand Wasserfarben die Säulen und Kapitäle zu Papier bringen und als Souvenirwaaren für den Export verhöhlen.

Meine kleine braune Begleiterin schritt behend in ihrem weißen Kleidchen neben mir her, während sie einen leichten bunten Fächer spielen ließ, und schwatzte unaufhörlich in den lieblichen Tönen ihrer Sprache, obwohl sie wußte, daß ich kein Wort verstand. Pldplich hielt sie an, öffnete eine niedrige Thür und wir stauden im Freien, inmitten des alten Königsgartens. Terrasse um Terrasse stiegen wir hinab durch seltsam geformte Steinportale; an erstorbenen Fontainen und überwachsenen Grotten wanderten wir vorbei. Mittag war vorüber, die Sonne brütete heißen Duft aus den Gesträuchen und wir wurden müde. Nun ruhten wir unter den kühlenden Myrthenbüschen auf steinernen Stufen und das Mädchen erzählte leiser ihre ernsthaften alten Geschichten. Aber nun sprach sie arabisch oder irgend eine andere vertraute Märchensprache, denn ich begriff Alles, was sie sagte. Verschleierte Prinzessinnen und schweigmame Hofdamen stiegen die rosenfarbigen Marmortreppen hinab und es folgten bewaffnete, weißdrapierte Keger. Turbanagraffen und Damascenerschwerter funkelten; erschreckt fuhren die verschlafenen Springbrunnen auf und die Felsescascaden weinten ihre melodischen Thränen. Schmetterlinge taumelten durch die schwere Luft, rothe Blumen fielen von den Zweigen, die Erde duftete, — und hoch über unseren heiß athmenden Häuptern wiegte sich die Krone der Sicalda im schwarzblauen Aether.

* * *

Juegos Floreales.

Von Alters her blühen in den spanischen Städten alljährliche Feste, Blumenspiele genannt und von schöngeistigen Akademien veranstaltet. Gedichte werden verlesen und lyrische Poeten von der neu erwählten Schönheitskönigin gekrönt. Don Ramon, der gleich vom Bahnhof zum Alkalden gefahren war, um, wie er sagte, seinem alten Freunde schnell die Hand zu schütteln, da dieser einen Aufschub nie verzeihen würde, — Don Ramon erklärte, man habe ihn nicht gehen lassen, ohne ihm die beiden letzten verfügbaren Theaterplätze für die Juegos

florales aufzunöthigen. Wie Dem auch sei: er hatte sie und es war hübsch von ihm, daß er mich einlub.

Es war vier Uhr nachmittags und lachendes Maiwetter. Das blaue Tageslicht, das durch die geöffneten Thüren des Hauses strömte, spottete über die abgenutzte Vergoldung und die rothen Lichterkronen und entschleierte den sadenscheinigen Coulissenkram auf der Bühne. Aber die Klänge und Töne hielten Stand: sie erstickten unter Laubgehängen und Rosentuff und glichen verliebten Lauben und Blumengängen. Die Szene war ein einziges blühendes Boskett von Kamelien, in dessen Mitte ein mit Purpur beschlagener Thronstuhl sichtbar wurde. Und aus dem grünen Geüß der Balkone neigten sich, vom zarten Gewöl der Spitzenfleier umflossen, die herrlichsten Frauenschöpfe hernieder. Nie habe ich schönere Frauen gesehen! Es ist nicht die mädchenhafte Goldseligkeit unseres Himmelsstriches, die auch unvollkommenere Formen mit Lieblichkeit erfüllt, da sie gleichsam durchscheinend eine zarte und sanfte Seele enthüllt: was den Beschauer hier gefangen hält, ist ein Hauch antiker Schönheitvollendung, die den Leib verklärt und die Seele verbirgt, die nie anheimelt und rührt, sondern begeistert und entflammt.

Der erste Theil des Schauspiels ließ das dicht gefüllte Haus interesselos. Der Präsident des Ateneo hielt seine Rede und die Poeten betraten die Bühne, um ihre abgeschmackten Gedichte zu verlesen, die im Häckergeklapper und Geschwätz des Parterres verhallten. Dann wurde es still und alle Häße reckten sich dem Mittelgang zu, wo Tücher und Blumen tragende Herolde der Schönheitkönigin entgegenschritten. Noch bevor sie zurückkehrten, brach der Sturm los. Unter Fanfarenklang bewegte sich der Zug der Bühne zu, während das Haus von Beifall erzitterte. Hoch aufgerichtet schritt in der Mitte ein Mädchen, fast eine Frau, mit bleichen Zügen und leuchtenden Augen, während vier Tücher die schweren Atlasfalten ihrer weißen Schleppe hielten. Langsam ließ sie sich auf dem Purpurstuhl nieder und senkte den Blick auf einen Strauß gelber Rosen, der auf ihren Knien lag.

Die Ordnung der Dichter bestand, wenn ich nicht irre, in der Ueberreichung großer Pergamentrollen, mit denen sie selig abzogen. Zum Schluß erschien ein abgeblähter Minister, um die Feier mit einer Rede abzuschließen, in der „die Schönheit des Landes“, „das Alter unserer ehrwürdigen Akademie“ und „die unaufhaltbare Entwicklung der Wissenschaft und Kunst“ in stets erneuter Verschlingung fugenartig wiederkehrten. Dann strömte Alles ins Freie.

Schon zwei Stunden später war das Theater abermals festlich gefüllt. Diesmal erschienen die Frauen in großer Abendtoilette, mit Sternen und Brillanten besät. Eine dreifache Quirlende der leuchtendsten Schultern überstrahlte den wellenden Blumenschmuck des Hauses. Es war eine Opernvorstellung und man konnte deutlich erkennen, daß das Personal eine Art von Lohengrin zu singen beabsichtigte. Inzwischen stand Don Ramon im Hintergrund unserer Loge und spann emsig die Fäden seiner Medisance durch alle Klänge des Theaters. Während er seine lebenswürdig boshaften Geschichten auskramte, zog sich von Loge zu Loge ein unsichtbares Spinnweb von galanten Kadalen und Intriguen; die Señora zur Rechten und der Kaballero gegenüber, der Señor im Orchester und die Señorita im Proscenium —: um Alle schlangen sich geheimnißvoll

magische Acten. Das Haus war eine große Liebesbörse. Von allen Seiten vernahm man Flüstern und heimliches Fächerspiel; es glitzerten die Diamanten, die Violinen gurrten und die sterbenden Blumen verhauchten ihre letzten Düste.

Wir verließen das Schauspiel früh. Die Herren verabredeten noch irgend ein verschwiegeneß Fest, aber ich eilte nach Hause, denn die blonde May reiste am nächsten Morgen früh mit ihrer umständlichen Herrschaft nach Gibraltar.

Bei dieser Gelegenheit muß ich gegen das sonst vortreffliche Hotel de Madrid die Beschwerde erheben, daß nachts punkt ein Uhr in brutalster Weise das elektrische Licht verlöscht. In einem winkligen Gebäude entstehen dadurch leicht allerlei Verlegenheiten; auch ist es nicht Jedem gegeben, sich im Dunklen anzukleiden oder gar seine Stiefel zu suchen.

* * *

Aus Carmen wissen wir, daß Sevilla die Stadt der Länge ist. Da man diese aber auf der Straße oder in den Schänken nicht mehr beobachten kann, so folgt man dem Rath des Hotelportiers und begiebt sich in ein hierfür bestimmtes Lokal.

Wir befinden uns in einem halbdunklen Raum mit hölzernen Tischen und Bänken und erblicken weit hinten im Cigarrenqualm eine kleine, hell erleuchtete Bühne. Im Halbkreis lauern Männer und Frauen, machen Musik und klatschen in die Hände, in der Mitte steht eine Solorita und tanzt. Sie ist roth und weiß angestrichen und hat schwarze Linien um die Augen, die sich wie lange Schmarren fast bis an die Ohren ziehen. Der Tanz ist nicht eigentlich unpassend, aber in hohem Maße, sagen wir: suggestiv und, so weit man von der Unerfreulichkeit der Tänzerinnen absehen kann, nicht ohne Reiz. Mit leichten Bewegungen, fast diskreten Geberden und zögernden kleinen Schritten verkünden diese erfahrenen Frauen ein erschöpfendes Compendium der gesammten Liebeswissenschaften mit allen Lesarten, Anmerkungen und Varianten. Ich erinnere mich an eine sonderbare Pose, die mit Beifall begrüßt wurde: die jüngste der Darstellerinnen, eine volle Brünette in weißem Kleid, hatte gegen Schluß ihre Rundgebungen zu einiger Leidenschaftlichkeit gesteigert; plötzlich stand sie wie in Erstarrung still, beugte den Oberkörper hintenüber und führte die beiden aneinandergerebten Handrücken von der Kehle abwärts bis zur Herzgrube, während sie die Lider langsam senkte.

Etwa eine halbe Stunde lang ertrug ich den Kunstgenuß. Dann stieg von den Damen eine in den Zuschauerraum herab, — mit der Absicht, aus meinem Glas Manzanilla zu trinken. Da hatte ich genug.

| * * *

Eine schwere Sorge, meine allerschönste Lejeterin, belastet mein Herz. In meinem ersten Kapitel, das Sie vielleicht nicht gelesen haben und das besser war als dieses (ich war damals jünger, jetzt bin ich erfahrener), in meinem ersten Kapitel habe ich von der sommerlichen Erholung, deren Sie so sehr bedürfen, nicht mit gebührendem Ernst gesprochen. Ist dies Unrecht gesühnt, wenn ich mich bemühe, mit männlich unbeholfener Feder Ihnen das Kostüm der Andalusierin zu zeichnen?

Gewiß lieben Sie Maskenfeste. Und wenn Sie in die Lage kommen, pflegen Sie sich in das große Institut in der Friedrichstraße zu begeben — nicht da, wo man dekorative Abendgäste verleihet, sondern nebenan — und die „Zigeunerin“ oder die „Spanierin“ zu verlangen. Die Spanierin ist auf gelber Seide und mit schwarzem Negwerk verziert nebst goldenen Borten und Klunkern, „gleichzeitig nobel und apart“, wie der Ladenbesitzer sagt. Damit verglichen, ist die Tracht der Sevillanerin einfach und unscheinbar. Das lange Gewand, das aus einem Stück besteht, ist hell, blaßroth oder weiß und fast ohne Schmuck. Die Schultern verhüllt nach altmodischer Art ein faltenreicher schwefelgelber Shawl, lang gestanzt und mit breiten rosenrothen Blumen und grünen Blättern bedruckt. Die Haare sind hoch aufgethürmt und mit einem kunstvollen Kamm gekrönt. Die tausend Arten zu beschreiben, wie von diesem Gipfel die Epigencascade der Mantilla hernieder geleitet wird, erfordert eine Abhandlung in drei Bänden zu dreihundertfünfundsechzig Abschnitten. Nur so viel wage ich zu bemerken, daß ich einige davon praktisch zu erlernen bestrebt war und mich glücklich schätzen würde, wollten Sie, meine Gnädige, mir gestatten, Ihnen meine Dienste anzubieten. Daß die Mantilla mit Blumen geheftet ist, versteht sich von selbst. Niemals verzichtet die Sevillanerin auf diesen fröhlichen Schmuck; tragen doch selbst die Dienereinnen, die man morgens knieend die steinernen Schwellen scheuern sieht, eine bunte Knospe im Haar. In der Rechten aber schillert das unentbehrlichste Kleinod aller spanischen Frauen, der hereditäre und niemals verstummende Fächer.

* * *

Kordoba.

In dem Dome zu Kordoba
Stehen Säulen dreizehnhundert,
Dreizehnhundert Niesen Säulen
Tragen die gewaltige Kuppel . . .

Das klingt schön und überzeugend. Aber wenn man die Sache genauer betrachtet, ergibt sich, daß an den dreizehnhundert Niesen Säulen ein halbes Tausend fehlt, daß sie außerdem kaum höher sind als eine gewöhnliche Straßenlaterne, daß die gewaltige Kuppel überhaupt nicht vorhanden ist und daß die Stadt Kordoba seit ihrer Gründung den Ton auf der vorbersten Silbe trägt.

Einst hatte Kordoba mehr als eine Million Einwohner, war königliche Residenz und Sitz aller morgen- und abendländischen Weisheit, eine Stadt der Intelligenz, ein maurisches Berlin. Aber bald zerfiel alle Herrlichkeit, und wie es in großen Universitätsstädten dann geschieht, ward die Produktivität allmählich auf Leber beschränkt, das unter dem Namen Korbuan in aller Welt geschätzt war. Auch die leberne Epoche ist jetzt vorbei; die Stadt hat sich mit einem trübsaligen Nest von 30000 Einwohnern zur Ruhe gesetzt und erstreut sich in kindischer Greifenhaftigkeit an einem neuangelegten dem Boulevard und etlichen Kaffeehäusern. Betrübend ist es, sich durch die leeren Gassen zu winden, in denen kein Stein an die große Vergangenheit zu erinnern wagt, und unerwartend, fast erschreckt sieht man die steilen Mauern der Mesquita sich erheben, die einst nächst der Kaaba die mächtigste aller Moscheen war. Diese Mauern, statt wie Festung-

wölle, umwehren das ganze Heiligthum, Vorhof wie Tempel. Man durchschreitet bedächtig den Orangerhof und tritt durch ein stolzes Portal in das Dunkel des geweihten Hauses. Weder himmelstrebende Pfeiler noch schwebende Wölbungen ziehen hier das Auge empor und zerknirschen den Geist in dem Gefühl seiner Nichtigkeit: hier haust die Gottheit im schattigsten Palmengain, wie zur Zeit der alten östlichen Hirtenvölker. Der Blick verliert sich in stillen Gängen, im Wald der steinernen Säulenstämme, und der Geist fühlt sich beruhigt, befreit und geborgen. Waren doch auch die alten Griechentempel nicht Andacht- und Bethäuser der Menschen, sondern irdische Wohnungen des Gottes, die der Gast heiteren Sinnes, ein Geschenk in der Hand und eine Bitte auf den Lippen, betrat.

Ich freute mich der Ruhe des Tempels bis zum späten Abend und kehrte dann erst, resignirt, in den leeren Gasthof zurück. Die Nacht war schlecht. Mir träumte, es seien zwölfhundert Jahre verflossen und ich machte meiner Vaterstadt Berlin einen neugierigen Fremdenbesuch. Ah, auch diese schöne Stadt hatte die Zeit des Veders längst hinter sich und fristete ihr Leben als müder Provinzialflecken. Mit einem Führer, der sich rühmte, der letzte wahre Nachkomme der alten Berliner zu sein, ging ich am trüben Tage aufs Feld, um alte Ueberreste zu suchen, etwa die Trümmer des Brandenburger Thores, der Neuen Wache oder der Grenadierkaserne. Wir entdeckten nur die Umfassungsmauern des Polizeigebäudes, die aus sumpfigem Grunde hervorragten; an der Stelle der alten Börse führte mein Begleiter mich in weitem Umkreise vorüber, weil, wie er sagte, es dort noch zu unsicher sei. Zwischen den Pfeilern des Opernhauses hüpfte eine magere Ziegenherde, und wo in der Behrenstraße die stolzen Bankpaläste gepirngt hatten, wucherte jetzt nichts Anderes mehr als röthliches Haidekraut. Auf dem Rückwege erblickten wir eine Reihe zerbrochener Kirchengiebel, auf denen ein schwärzliches Gesindel von Dohlen und Elstern nistete. Mein Führer glaubte, Das sei ein Tempel gewesen, in dem die Frauen Erstlinge und Zehnten einem unbekanntem Gözen darbrachten. „Mir scheint, es war der Laden von Wertheim,“ sagte ich. „Ja, so hieß wohl einer der Oberpriester,“ entgegnete er; „es war ein großer Mann und ein starker Wunderthäter und man sagt,“ fügte der letzte wahre Abkomme der alten Berliner mit selbstgefälligen Lächeln hinzu, „man sagt, er war Einer von unsere Leut’.“

* * *

Lissabon.

Die vielgerühmte Schönheit von Neapel verstehe ich nicht. Ich hasse den knalligen Sonnenschein, der die Landschaft in ein schreiendes Mosaik von Gelb, Grün und Roth zerreißt. Ich mag nicht das Meer von Kupfervitriol, den Himmel von Ultramarin und den Boden von weißem Kalk. Noch die Vegetation aus Goulissenpappe, die in unabänderlicher Halbtrauer, graugrün und schwarz, das ganze Jahr durchsommert, nie alt, nie jung, allzeit trocken, staubig und steif. Es ist zu viel des Süßen und Guten, Himbeer und Schlagahne, — *c'est pour épater le bourgeois*. Ich liebe das Leben der nordischen Natur: herz klopfendes Frühlingsprossen, duftende Sommerwiesen, purpurne Herbstwälder; ich liebe weißgeschürzte Wolken und rauschende Stürme und silbergraue Nebelluft. Wir

Alle lieben diese Dinge und nichts danken wir dem Süden mehr, als daß er uns die Sehnsucht nach ihnen erweckt.

Wer nach Lissabon kommt, Der muß täglich mehrmals die Frage hören, ob er Neapel kenne. Mir wurde es niemals schwer, die gern gehörte Auskunft zu ertheilen, daß mir Lissabon schöner scheine. Es ist wahr, daß dem Bilde die stolz geschwungene Bergumrahmung fehlt. Auch das sensationelle Besauwölkchen wird vermißt; und noch mehr: ein schmaler Streifen Landes am Horizont verräth dem forschenden Auge, daß die riesige Wasserfläche des Hafens noch nicht dem Ocean angehört. Das sind Verstöße, die der Gränbling im Parterre unseres Herrgotts nie übersieht. Und doch hat der hohe Autor mit fast ironischer Verschwendung seine Gaben so reich über dieses Land gestreut, daß die mageren Mittelmeerküsten dagegen erblaffen. Es findet sich nicht so sehr der importirte Tropenstaat von Acoen, Palmen und Cakalypen, der die Riviera zu einem Aktienunternehmen herabwürdigt; es herrscht die Natur eines bürgerlich gemäßigten Himmelsstriches, aber diese bis an die Grenze des Wunderbaren gesteigert. Man hat das Gefühl, an den Grenzpfählern Europas zu stehen: noch ein paar Stunden weiter ins Weltmeer hinaus und die flammenden Gefilde Persiens und Indiens müssen sich aufthun. Ich sah Gartenmauern, die von überhängenden Rosenbüschen bluteten, so daß kein grünes Blättchen zu erblicken war; ich sah in den Gärten Bäume und Sträucher, die solche Blütenpakete trugen, daß sie die lächerlichen Schlußdekorationen unserer Ausstattungsrücke glaubhaft zu machen vermochten; einmal ging ich hinter einem simplen Heuwagen her, der von blauen, rothen und gelben Blumen leuchtete wie ein einziges riesiges Staatsbouquet auf Rädern. Ja, es ist das übermüthigste, extravaganteste aller Paradiese: denn was hier herrscht, ist nicht das Unmögliche, das Ungeahnte, sondern die grenzenlose Liebertreibung des Alltäglichen und Bekannten.

So ist denn Liebertreibung und Sensationenlust auch das Merkmal der Bewohner. Lebensweise, Sprache, Kunst, Empfindung: Alles ist an diesem seltsam entlegenen Volke grotesk. Im Neuheren der Menschen zeigt sich das verworrenste Bild unsinniger Blutmischung: Neger, Malayen, Mongolen haben in den allzu empfänglichen Stoff des alten Seefahrer Stammes ihren verwegenen Stempel gedrückt. Und diese phantastischen Bastardschädel wissen sehr wohl, daß ihrem Geire von Schönheit nichts so herrlich zu Gesicht steht wie schwarze Backenbärte und grünwollene Zipselmützen. Ihre Häuser lieben sie mit buntglasierten Platten zu belegen, die an Kachelöfen erinnern. Der Marktplatz von Lissabon zeigt in schwarzweißem Mosaik ein riesiges Wellenmuster und ist daher nur seefestem Wanderern passirbar. Selbst die Architektur seriöser und nüchterner Gebäude ist launenhaft absurd; den Bahnhof betritt man durch riesige Stufeneisenbögen, die als Thore dienen, und die berühmte Kirche von Belém erinnert an die Phantastepaläste aus Zucker und Stärkemehl in den Schaufenstern der Konditoren.

Die Portugiesen leiden an der Sucht der großen Zahlen. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was ihnen die Spanier nachsagen: daß sie ihre Kavallerie nach Pferdebeinen zählen. Bekannt ist, daß sie ihr Geld nach der Münzeinheit des Real rechnen, die weniger werth ist als ein halber Pfennig. Jeder Portugiese ist also Millionär und eine Gosthofzede von zwanzigtausend Reis verliert bald ihren ersten Schrecken. In den Straßen werden nicht die Häuser numerirt,

sondern die Thüren und Fenster; und ein Geschäftshaus, das auf seinem Briefpapier die stolze Wohnungangabe führt „Rua da bella Rainha No. 409 bis 415“, braucht zu seiner Legitimation nicht mehr als eine Front von sechs Fenstern.

Es ist im Laude der Theaterdekorationen ein Volk lustiger Komödianten.

Nirgends hat mich das Ansiedelungsvermögen der Engländer so sehr in Verwunderung gesetzt wie in diesem abenteuerlichen Milieu. Es lag mir ob, einer Dame zur üblichen Nachmittagsstunde meine Aufwartung zu machen. Für wenige hundert Reis hatte ich ein paar Duzend Rosen erstanden und freute mich darüber, daß ein Korb erforderlich war, um die Blumen, deren manche die Größe von Suppentellern hatten, transportabel zu machen.

Mrs. W. hatte ihren Salon im Avenidahotel in ein richtiges englisches Drawing-Room verwandelt. Die Möbel waren schräg gestellt, auf den Zügen blühten sich großblüthige Liberty-Rissen, an den Wänden hingen Bilder in schmalen Holzrahmen, Bataillone von Photographien und Rippen füllten die Ständer und auf dem Lamin prangten dickbäuchige gelbe und blaue Poterien. Mir kam es vor, als sei selbst der echte londoner Kohlen- und Rauchgeruch in der saden Mischung mit Lavendelsalz mittels eigenartiger Transportvorrichtungen direkt bezogen. Die Dame des Hauses erhob sich von ihrem Theetisch aus Tottenham Court Road und stellte mich zwei älteren automatischen Ladys vor, die, hoch aufgerichtet und bis zum Halse in ihre dunklen Besuchsämäntel eingekleidet, saßen und in der erstickenden Nachmittagsstunde Thee tranken. Im Augenblick waren meine Rosen in eine endlose Zahl kleiner Vasen vertheilt und von den widerlichen Halbädnen der Draperien verschlungen und die Unterhaltung nahm ihren Fortgang, — über die englische Kirche, den Clergyman, mildthätige Werke, Bazars und Kolonien. Während durch die offenen Fenster der Wärm und die Sommerluft der phantastischen Stadt hereindrang, hatte ich das Gefühl, als ob der dicke, gelbe londoner Nebel und der fettige Staub des West-End sich in allen Poren meiner Haut festsetzte.



Das seltsamste Schloß, das ich erblickte, ist Cintra. Wenige Meilen von Lissabon, auf hohem Bergesgipfel, reckt es seine märchenhaften Thürme und Kuppeln und Zinnen in die Abendluft. Welch sinnverwirrender Traum, wenn man in den Bannkreis der Höfe und Felsengänge tritt! Portale aus kugelförmigen Steinen, wie Bombenhäufen gestaltet, Erker wie Schlangenköpfe geformt, Säulen, die sich winden, verzweigen und biegen, Thüren wie aufgerissene Fratremäuler — eine Symphonie der bizarrsten ungeheuerlichsten Dissonanzen und doch in malerischer Wirkung ein unvergessliches Bild. Von den Säulenhallen und Mauergängen senkt sich der Blick auf rothblühende Kamelienvälder, über die sich die langen Wellen des Abendlichtes purpurn ergießen. In den Tiefen der Thäler wogt der warme Athem ewig quellenden Lebens und bläulich zarte Streifen am Horizont erwecken die Ahnung des unermeßlichen Weltmeeres.

Ja, trotz Allem ist die portugiesische Küste ein neidenwerthes Erdenland. Sie liegt zwischen dem sechsunddreißigsten und dem dreißigsten Grad nördlicher Breite, hat eine mittlere Jahrestemperatur von sechzehn Grad Celsius und ist sechzig Eisenbahnstunden von Berlin entfernt.

W. Hartenau.



Selbstanzeigen.

Der byronische Heldentypus. Forschungen zur Neuereu Literaturgeschichte.
Herausgegeben vom Professor Dr. Franz Wunder. Karl Haushalter,
München, 1898. 3 Mark.

In meiner Schrift suche ich nachzuweisen, daß Byrons Helden die mehr oder weniger kenntlichen Abbilder jenes Titanentypus sind, den die englische Literatur schon vorher einmal im „Satan“ des „Paradiso lost“ ausgeprägt hatte. Macaulay hat in seinem Essay über Milton diesen „Satan“ als den Nachfolger des äschyleischen Prometheus glänzend charakterisirt. Auch in die deutsche Literatur ist der griechische Titan nach seiner Wanderung durch England eingebracht; er wurde auf Klopstocks Vermittelung, der in Anlehnung an Milton den Prometheus-Satan mehrfach für die Höllengötter seiner Mesfiade kopirte, schließlich in Schillers Dramen übergeführt, wo er als Räuberhauptling zu Lande, als Karl Moor, genau auf der selben Stufe steht, die ihm als Räuberhauptling zur See später in Byrons Picaresdichtungen angewiesen wurde. Prometheus, der klaglos ingrimmig die Ketten trägt, und Satan, der nach seinem Fall als Fürst des Inferno bald vor Wuth über das mißglückte Unternehmen knirscht, bald seine Thaten tief bereut, der sich aber innerlich elend und zerrissen fühlt inmitten aller höllischen Morien — „rain in majesty“ —: solche gefallenen Größen riefen Byrons bewunderndes Mitleid auf. Und gefallene Helden sind auch seine Piraten, der Korsar, Lara, Manfred und der Mörder Raim, die sich zwar nicht, wie Satan, gegen Gott selbst, aber doch gegen die Geseze aufgelehnt haben, im trotigen Bewußtsein ihrer edleren Natur und ihres Uebermenschenhumes, die, dafür von der Gesezlichkeit verstoßen, sich dann durch allerlei grandiose Frevel rächen und bei ihrem verbrecherischen Handwerk doch grenzenlos unglücklich in der Seele sind. Den Ausgangspunkt der Untersuchung bildet ein Vergleich zwischen Miltons „Paradiso lost“, Schillers Räubern und Byrons kleineren Epen, die zum Manfred überleiten. Die letzten Ausläufer der Satanasabel werden bis in die Mysterien, bis in den Raim und noch weiter verfolgt. Aber das englische Volk wehrte sich instinktiv gegen die überspannte, krankhafte Titanenidee Byrons und Carlyle wußte den Dichter schlagend in seiner „heroworship“ zu widerlegen. Carlyles Helden lehnen sich nicht mehr, wie Satan und sein Gefolge, gegen Gott auf, sondern handeln gleichsam als Träger einer heiligen Mission im Einklang mit den göttlichen Gesezen; und damit war Byrons merkwürdiges Glaubenssystem überwunden. Meine Schrift ist die Vorarbeit zu einer Biographie Byrons.

Zürich.

Dr. Heinrich Kraeger.



Christenthumsende. Verlag von Reinhold Weerher in Hann.-Münden.

Das Buch behandelt die heutzutage brennend gewordene, durch den Titel angebeutete Frage. Es werthet die Bedeutung Dessen, was bei dieser Frage auf dem Spiele steht, betrachtet kritisch die heutige christliche Welt, würdigt die Gründe des Zweifels und der Abwendung vom Christenthum und bespricht die Möglichkeit, trotz allen Gegengründen doch zu einer die religiösen Herzensbedürfnisse be-

friedigenden Ueberzeugung zu gelangen. Die Schrift wendet sich vornehmlich an edle Zweifler und an Jene, die die Wahrheit suchen, weil sie sie lieben; übrigens an Alle, denen religiöse Fragen irgendwie am Herzen liegen.

Groß-Nichterfelde.

Friedrich Ronnemann.



Die Statistik der Edelmetalle. Verlag von Wilhelm Ernst & Sohn, Berlin.

Die vorliegende Arbeit bezweckt die Schaffung einer geordneten, bis an die Gegenwart heranreichenden Edelmetall-Statistik, als der eigentlichen Unterlage für die Beurtheilung der Währungsfragen. Diesem Hauptzweck ist dadurch entsprochen worden, daß ich das in Brochuren, periodischen Zeitschriften und Tabellen zerstreute Ziffermaterial der hervorragenden Edelmetallstatistiker der Gegenwart für das Jahrzehnt 1886 bis 1895 in Tabellen, und zwar in vergleichender Uebersicht nach den benutzten Quellen, unter Reduktion auf die deutsche Münz- und Gewichtseinheit, zusammengestellt habe. Durch Hinzufügung der den Zeitraum von der Entdeckung Amerikas bis 1795 umspannenden Haupttabellenziffern des verstorbenen Statistikers Soetbeer ist dieses umfangreiche Ziffermaterial mit seinen Erläuterungen zu einem selbständigen Ganzen umgebildet worden, das seiner Materie nach in die drei Abschnitte von der Produktion, der Verwendung, der Vertheilung der Edelmetalle gegliedert ist, nebst einem angehängten vierten Abschnitt über die Waarenpreisbewegung. Diese Haupttabellen sind dann in ihren wichtigsten Endergebnissen zum Gegenstande farbiger graphischer Tafelstellungen gemacht worden, mit deren Hilfe ich in einem Anfang die Probleme der Währungsfrage selbst nach den auseinandergehenden Ansichten der Binmetallisten und der Anhänger der Goldwährung erläutere, ohne aber, wie hier ausdrücklich betont sein mag, durch Stellungnahme für oder wider die vorgetragenen Anschauungen dem Urtheil des Lesers zu präjudiciren. Der Inhalt der Währungsfrage ist in die drei Hauptkapitel von der Thatsache, den Ursachen, den Wirkungen der Silberentwerthung nebst einem Schlußwort gegliedert. Während so die Bearbeitung der statistischen Zifferntabellen den eigentlichen Hauptkern der Arbeit darstellt und dem kritischen und wissenschaftlich vorgebildeten Fachmann und Währungspolitiker ein werthvolles und interessantes, auf seine Zuverlässigkeit prüfbares Material zur Beurtheilung der angedeuteten Probleme liefert, soll der letzte Theil der Arbeit dem gebildeten Laien ein Mittel sein, sich in den Fragen des Währungstreites an der Hand des festen und übersichtlichen Materials der farbigen graphischen Darstellungen zurechtzufinden.

Ernst Biedermann.



Die jüdische Geschichte. Ein geschichtsphilosophischer Versuch. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von J. F. Berlin. S. Calvary & Co.

Wenn die Geschichtsteologie als exakte Wissenschaft bis jetzt auch nur ein frommer Wunsch der alten Ideologen geblieben ist, so ist die Geschichtspychologie eine Erscheinung, die bereits der Gegenwart angehört und die viel für die Zukunft verspricht. Die künstlerische Reproduktion des Individuallebens enthüllt uns die Seele des Individuums, die Geschichte enthüllt uns die Seele des Volkes. Des-

halb ist eine künstlerische Kritik der Geschichte möglich; sie kann uns einen tiefen Einblick in das Seelenleben des Volkes gewähren. Der Versuch einer solchen Kritik in Anwendung auf die jüdische Geschichte ist in dem angezeigten Werkchen gemacht worden. Der Verfasser, ein Russe, hält hier Umschau in der Bildergalerie der jüdischen Geschichte, beobachtet die Aufeinanderfolge der psychologischen Typen in ihr und sucht jenes innere Band aufzudecken, das alle diese Einzelbilder zu einem großen Gesamtgemälde vereint, voll philosophischen Gehaltes und ethischer Erbauung. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, umgrenzt die vom Uebersetzer in seiner Vorrede gebrauchte Bezeichnung: „eine psychologische Charakteristik der jüdischen Geschichte“ die Bedeutung der vorliegenden Studie schärfer als der auf dem Titelblatt befindliche übliche Terminus: „ein geschichtsphilosophischer Versuch.“ Der Zweck, den das Büchlein verfolgt, ist ein zwiefacher: erstens will es dazu beitragen, die historische Selbsterkenntniß in der Judenheit zu wecken, zweitens sucht es ein tieferes — ich möchte sagen: herzlicheres — Verständniß für die jüdische Geschichte in christlichen Kreisen anzubahnen. Ein solches Verständniß kann zur Milderung jener nationalen Feindseligkeit führen, die heute so schwer auf dem gebildeten Juden lastet. Es sei mir gestattet, mit den Worten des Buches selbst zu schließen: „Wenn das herzergreifende Trauerspiel der jüdischen Geschichte einst sich aufrollen wird vor dem staunenden Auge des modernen Geschlechtes, das, das Gebot seines Heilandes mißachtend, so wenig Liebe hegt und so viel Haß trägt, dann werden vielleicht die Herzen weicher gestimmt werden und auf den Trümmern der nationalen Feindseligkeit wird gegenseitige Liebe thronen, die auf gegenseitigem Verständniß und gegenseitiger Achtung sich gründet. Und wer weiß? . . . Vielleicht wird die jüdische Geschichte an dem künftigen geistigen Umschwung, der die moderne nationale Intoleranz, die an die Stelle der mittelalterlichen religiösen Unbuddsamkeit getreten ist, vernichten soll, ihren nicht unerheblichen Antheil haben.“

S. R. Dubnow.



Nervosität und Nabsahren. Verlag von Hugo Steinig.

Die Brochure kritisiert scharf die leider noch oft übliche Behandlung der Nervosität mit Pulvern und Mixturen und begrüßt im Gegensatz dazu das Erscheinen des Zweirades als ein Ereigniß für die nervöse Welt. Aus der psychologischen Analyse der Wirkung des Nabsahrens sind als die wichtigsten Punkte der beruhigende Einfluß der Bewegung in der freien Natur, das nach der Übung zurückbleibende gesteigerte Kraft- und Selbstgefühl und die Abstumpfung der körperlichen und geistigen Ueberempfindlichkeit hervorzuhellen.

Dr. Arthur Kann.



Das Werden des neuen Dramas. Erster Theil: Ibsen und die dramatische Gesellschaftskritik. Zweiter Theil: Von Hauptmann bis Maeterlinck. Berlin W. F. Fontane & Co. 1898.

Wer nicht selbst erlebt hat, vermag es sich gar nicht vorzustellen, was man im Gefängniß von früh fünf bis abends sieben Uhr Alles zusammendenken und zusammenschreiben kann. Zwei dicke Bände in viereinhalf Monaten! Und

dabei habe ich, bevor ich den ersten Federstrich machte, ganze Stöße von Büchern, manche gute und — ach! — unzählige schlechte Dramen durchgelesen und viele Deste mit Notizen vollgekrigelt. Eigentlich sollte ich also all den Leuten, die mir im vorigen Jahr zu der untreiwilligen Sommerfrische in Zwickau verhalfen, in erster Linie den beiden geistlichen Herren, die sich über mich ärgerten, Herrn Divisionsprediger von Crägern in Leipzig und Herrn Diakonus Winkler in Döbeln, von Herzen dankbar sein. Denn der Osterpaziergang in Ketten, den ich Gotteslästerer am zweiundzwanzigsten April des vorigen Jahres in Gesellschaft eines schweren Jungen durch Leipzigs vollbelebte Straßen machen durste, hat reiche Früchte getragen. Wenigstens für mich. Ob Anderen meine Gefängnisarbeit auch solche Stunden stiller Erbauung bringen wird? Das mag die Zukunft lehren. Ich will dem Urtheil der Kritik nicht vorgreifen. Nur das Eine sei hier noch einmal ausdrücklich erklärt: ich wollte keine Geschichte des modernen Dramas geben, ich wollte nur die neuen Inhalte und die neuen Formen der dramatischen Dichtung von heute in ihrem geschichtlichen Werden näher betrachten und mit Dem, was früher war, vergleichen und ich griff aus der Menge der Schaffenden von heute die Namen Ibsen, Hauptmann und Maeterlinck mit souveräner Willkür heraus, um an ihren Werken die geheimen Befehle des modernen Kunstschaffens bloßzulegen. Dem ersten Band, der Henrik Ibsen und die dramatische Gesellschaftskritik behandelt, habe ich eine ästhetische Overture vorausgeschickt, in der ich auf alte Fragen neue Antworten zu geben und neue Fragen (auch Das ist oft eine Kunst) richtig zu stellen suche und das künstlerische Schauen und Schaffen nach eigener innerer Erfahrung schildere. Der zweite Band bespricht zuerst an der Hand von Hauptmanns Erstlingsdrama die naturalistische Kunstform, springt dann plötzlich zu Maeterlinck über, um am sogenannten Symbolismus und an der modernen Märchendichtung die Sehnsucht nach der großen Kunst und die Anfänge einer neuen Stilströmung nachzuweisen, und giebt endlich eine flüchtige Wehrenlese aus der modernen deutschen Dramendichtung, so weit sie bereits Gesagtes zu bestätigen, zu ergänzen oder von einer neuen Seite zu beleuchten geeignet ist. Das ist der Inhalt meiner zwickauer Dramaturgie. Hoffentlich merkt man es ihr nicht an, daß sie in der Gefängnisluft erwachsen ist. Ich wenigstens fühlte mich niemals so frei, als da ich in stiller Zelle den geheimen Befehlen des modernen Kunstwunders nachspürte.

München.

Edgar Steiger.



Sozialauslese. Kritische Glossen. Leipzig, Fr. Wils. Grunow, 1898.
Brotschirt 2 Mark 80 Pfennig.

Da Alexander Tille seine soziologischen Ansichten wiederholt in der „Zukunft“ entwickelt hat, so wird es die Leser dieses Blattes einigermaßen interessieren, zu erfahren, daß die Theorie des geistreichen deutschen Dozenten in Glasgow, dessen Verdienste ich übrigens anerkenne, nicht unwidersprochen bleibt. Die hier angezeigte Schrift richtet sich zwar in erster Linie gegen Otto Ammon, nebenbei aber auch gegen Tille; sie bekämpft sowohl die Sozialtheorie dieser beiden Forscher als ihre biologische Grundlage, Weidmanns Vererbungstheorie.

Reiße.

Karl Zentsch.



Der Krach.

Am neunten Mai war seit dem Anfang des wiener Krachs ein Vierteljahrhundert verstrichen; es ist merkwürdig, daß die Presse nicht die üblichen „Rückblicke“ auf den für unser Wirtschaftsleben wichtigen Vorgang brachte. Dieses Stück Kirchengeschichte enthält doch viel Lehrreiches und auch Vieles, was sich anscheinend nie wiederholen könnte, aber in anderen Formen gewiß noch oft erlebt werden wird.

Die Gründerjahre, die uns der Milliardenfegen heraufführte, würden ihren Schwerpunkt kaum in Oesterreich gefunden haben, wenn nicht unsere Hochfinanz lange gewohnt gewesen wäre, gerade dort das meiste Geld zu verdienen. Die Aufgaben, die man sich mitten in dem neuen Goldstrom damals stellte, waren zunächst nicht schwindelhaft; abenteuerlich wurde nach und nach nur die Art, wie diese Aufgaben angefaßt und zu bewältigen versucht wurden. Das Ziel, Oesterreich-Ungarn mit wichtigen Industrie- und Exportbahnen zu überziehen, war verständlich gewählt, damals aber glaubte man irrend noch an die Möglichkeit von Improvisationen. Die Aussicht auf zahlreiche Schienenwege schuf auf dem österreichischen Markt eine Taumelstimmung und die großartige Verschönerung und Ausdehnung der Stadt Wien brachte zahllosen Händen Arbeit, deren Preis eben so schnell stieg wie der des Materials. Dann lockte die für das Jahr 1873 geplante Weltausstellung und die Wiener träumten von einer wahren Völkerverwanderung nach der Donaustadt. Welcher Absturz! Am dritten Mai die glanzvolle Eröffnung der Ausstellung, am neunten der Ausbruch einer wirtschaftlichen Katastrophe, vor der die Fremden entsezt flohen.

In Deutschland hatte der Gründungsschwindel zwar weniger heftig gewüthet, aber doch so heftig, daß bis über das Jahr 1875 hinaus im Effektenverkehr und in den Volksparsnissen eine völlige Blutleere eintrat. Berlin, das neue Centrum der Politik, hatte auf eine innige Gemeinschaft der Bankwelt mit der Regierung große, trübende Hoffnungen gesetzt; an die sofortige riesenhafte Vergrößerung der eigentlichen Stadt wurde mit zäher Hartnäckigkeit geglaubt. So entstanden sehr merkwürdige Baugesellschaften, Ziegeleiunternehmungen u. s. w., die, ganz wie in Wien, ein bedenklich schwankendes Kursgebäude aufführten. Während aber in Wien das Publikum aus den „höheren“ Klassen, vom Erzherzog bis zum Bildhauer oder Tragöden, leicht zu haben war, hatten es die Gründer an der Spree viel schwerer. Hier, wo die Skepsis nie ausstirbt, glaubten die Regisseure selbst kaum an den Erfolg ihres Spektakelstückes; sie suchten das Publikum künstlich heranzuziehen und benutzten dazu Mittel, die nach der heutigen Börsenreform als Vorpiegelungen falscher Thatfachen gelten müßten und wohl auch schon früher dafür galten. Im Interesse irgend eines unsicheren Papiers wurde z. B. ein gefälliger Freund ins Börsengebränge geschickt, der gegen nicht ganz niedrige Provision für 40 000 Thaler von diesen Aktien kaufte, die ihm natürlich umgehend in verschiedenen Posten wieder abgenommen wurden. Aber der große Kauf war doch einmal da. Wurde nun ein Privatmann aufmerksam und erkundigte sich nach dem Papier, so konnte unser Börsenmann sein Buch aufschlagen und erklären: es wird ja sogar in Summen von 40 000 Thalern gehandelt! Das zog, denn die Hauptsache war doch, daß das Publikum gehörig ins Zeug ging. In Bauunternehmungen ragte damals die Preussische Bodencreditaktienbank besonders hervor, deren Aktien Ende 1872 noch etwa 201 standen, ein Jahr später aber schon auf 70 zurückgegangen waren. Diese Bank

hatte ein Netz von Filialen zu spinnen verstanden; ihre „Stütze des Dankes“, die Preussische Kreditanstalt, machte täglich von sich reden.

Bei den Bahngeschäften für Preußen und Mitteldeutschland zauberte zum Theil auch noch Stroussberg mit, der später, als nach dem Krach das Baargeld ausging, ganz neue Mittel zur Wiederauffüllung entdeckte. Von den damals durch andere Gruppen begonnenen Bahnen seien hier nur erwähnt: die märkisch-posener Bahn, Halle-Sorau-Suben, Weimar-Gera, Berlin-Südlich, Erfurt-Hof-Eger und die in Berlin noch untergeessene Nordbahn. Die Werthe aller dieser Gesellschaften sollten zum größten Theil erst ihren Weg ins Publikum machen; beim plötzlichen Eintritt der Krisis fehlte deshalb für die Bauten das Geld und es kam zu schlimmen Stöckungen. Wo es irgend ging, suchten die Konsortien sogar die Kauttionen — viele Hunderttausende! — verfallen zu lassen, nur, um aus ihren Verpflichtungen herauszukommen. Jenen drangvollen Zeiten verdanken wir wohl das Gesetz, wonach bei Gründungen ein Uebernahmeconsortium vorhanden sein muß, das die Unterbringung des Aktienkapitals garantirt. Aus dieser Quelle haben die Banken und Privatmillionäre ihre riesigen Agiogewinne geschöpft; bei einer schlimmen Wendung dürften freilich auch die Verluste schmerzlich genug sein. Uebrigens bekümmerte sich Preußen damals schon sehr ernsthaft um seine Bahngesellschaften, so daß Mißstände, wie sie in Oesterreich sichtbar wurden, unmöglich waren. Dort entstand das Hauptunglück immer aus Neben Umständen, auf die kein ehelicher Mensch gefaßt sein konnte; so z. B. bei der Elisabeth-Westbahn, die mit ihren Baareinnahmen an der Bödse Reportgeschäfte gemacht hatte, deren zehnpromentiger Zins aber natürlich den Aktionären nie zu Gute gekommen wäre. Als dagegen Zins und Kapital in den Abgrund rollten, erfolgte die Enthüllung nur zu rasch.

In Süddeutschland war das Gründungswesen nicht so neu wie in Berlin und angesichts des alten Kapitalsreichthums brauchte man sich nicht zu so gefährlichen Kunststücken zu zwingen. Das süddeutsche Publikum gerieth in eine verhängnisvolle Lage nur durch seine alten Finanzfreundschaften mit Oesterreich und Amerika. Von Oesterreich hatte es ungezählte Millionen in Bahnwerthen aller Art übernommen, die nicht einmal mehr den Weg der Rothschildgruppe (Kreditanstalt, Diskontogesellschaft, Darmstädter Bank) gingen, sondern von der feinsten Gruppe, dem neu gegründeten Frankfurter Bankverein, „besorgt“ wurden. Das war die Verbindung der österreichischen Bodenkreditanstalt und des Wiener Bankvereines, über deren Unsehlbarkeit so schlimme Irrthümer verbreitet waren. Die österreichischen Eisenbahnwerthe waren von vorn herein durch den Ueberschwang des Marktes viel zu hoch bewerthet und wären es gewesen, auch wenn nicht in Folge des allgemeinen Zusammensturzes mitten im Bau Stöckungen eingetreten wären. Dazu kam schon im Jahre 1874 die Währungsfrage für die Prioritätencoupons und dieser Streit um das neue Reichsgold oder das bisherige Silber führte noch einmal furchtbare Kursverwüstungen herbei. Von Amerika nahm Süddeutschland nicht die Aktien, sondern, um recht solid zu handeln, nur die Bahnobligationen auf. Es waren Bonds, von denen hohe Zinsen zu hoffen waren, an deren Uebernahme aber auch einzelne Gruppen schon bis zu dreißig Prozent verdient hatten. Als die Krisis bei uns den Plankees die Hoffnung raubte, noch fernher viel Geld zu erhalten, gerieth drüben Alles ins Stocken und zu dem bedauerlichen Unvermögen trat dann noch, echt amerikanisch, der rückichtslose Betrug.

Wenn man nun fragt, woher diese ungeheuren Kursübertreibungen kamen, deren Unsinn von vorn herein klar erkennbar war, so sollte man vor der Antwort nicht an die Vernunft, sondern an den Egoismus der Menschen denken. Jeder zweifelte an dem wirklichen Werth seiner Papiere, aber Keiner zweifelte an der Gewinnsucht der Anderen, an ihrer Lust, sie ihm noch theurer wieder abzunehmen. Waren damals in Wien nur dreißig ruhige Börsenleute gewesen, — in Berlin brauchten es nicht einmal so viele zu sein —, so hätten die Dinge nie diesen Verlauf genommen. Aber wir haben ja erst vor Kurzem den Goldshaves-Schwindel erlebt, wo Aktien von Gesellschaften ohne größeres Terrain im Handumdrehen bis zu 18 Pfund, also um 1800 Prozent, gestiegen waren. Vor fünf und zwanzig Jahren aber standen unsere Börsen noch unter der außerordentlichen Nachwirkung einer wunderbaren Sieges- und Glücks-epoche. Das zeigte sich im Kleinen auch in dem großen Kontingent, das die reich gewordenen Militärlieferanten der berliner Spekulation stellten. Die stärksten Dausiers, insofern sie sich gerade zu den höchsten Notirungen „gedreht“ hatten, waren freilich die früheren Fixer. Sie hatten lange mißtrauisch beobachtet, bei ihren Baiffengagements viel zusehend und nun endlich den Sprung in den allgemeinen Strom gewagt, — als es zu spät war.

Gegen Ende April, als der Invalidenfonds schon lange unserem Anlagepublikum die vielen guten Prioritäten entzogen hatte, waren einige peinliche Umstände fühlbar geworden. In Italien sank in Folge der Mißernte das Solbagio auf 14 Prozent und aus Mailand wurden mehr als 200 Millionen Ballen Seide als unverkäuflich gemeldet. Von Spanien drohte ernsthaft der Uebergang zur Papierwährung, wie man aus der fieberhaften Thätigkeit der dortigen Staatsdruckerei schloß. In Deutschland — wir waren noch inmitten der Milliardenzahlung — waren einzelne Banken und Bankiers der französischen Finanz mit Wechseln allzu gefällig gewesen; Das veranlaßte die Preussische Bank, solche Wechsel nur noch per zehn Tage zu nehmen. So entstand eine böse Ernüchterung, die denn auch in London starke Verkäufe in französischer Rente für pariser Rechnung veranlaßte. Ultimo-Weld stand in Frankfurt und Berlin zuerst 5 und dann 9 Prozent, ohne damit irgendwie zu bedrücken.

So erschien der erste Mai, wo man in Wien bereits maskirte Insolvenzen sah und die Prolongationen so kritisch nahm, daß eine Deroute nicht ausbleiben konnte. Auch ließen Kapitalisten lieber ihr Geld unverzinslich liegen und Käufe erfolgten nur noch gegen baar. In Berlin war man flau ohne bestimmten Grund: „Jugend ein Gefühl, das die Börse weiter und weiter nach unten zieht“, so las man in einem Zeitungsbericht, der heute noch interessant ist. Dabei verstimmte es, wie eine Art Vorahnung, daß elässer Bergwerke, die vier Wochen früher zu 115 eingeführt waren, bereits 90 brief standen. In Frankfurt machte sich gegen Banken eine besondere Abneigung bemerkbar, die auch mit persönlichen Reibereien zusammenhing. Am dritten Mai, dem Eröffnungstage der Ausstellung, war in Wien eine erneute Baiffe, wesentlich verschärft durch den veränderten Liquidationmodus. Auch gab es Bankiers, die offen am Schottenring die „Kassenscheine“ der dortigen Wechselbank — die effektiven Guthaben ihrer Konteninhaber — mit 70 Prozent ausboten, nur, um eine Panik hervorzurufen. Am fünften Mai war Frankfurt sehr animirt und Wien mit Lombarden und Staatsbahn ausnehmend fest. Berlin ging vor Allem mit Victoriahütte, deren Papiere vorher lange den Parikurs nicht

überschreiten konnten, im Nu um 50 Prozent in die Höhe. Ursache? Die gesetzliche Annahme der Nickelausprägung! Die Aktien der selben stürzten drei Tage später trotzdem wieder um 30 Prozent.

Am neunten Mai endlich, als die Krankheit in Wien den kritischsten Stand erreicht hatte, die Räumung der Börse erfolgen mußte und 78 Millionärinsolvenzen verkländert wurden, war auch Frankfurt in voller Deroute. Mehr als acht Gulden machte Das aber, trotz allen Bankeneffektionen, auf Kreditaktien, das leitende Spekulationpapier, nicht aus. In Berlin wäre man bei einer täglichen Liquidation, wie sie in Wien Sitte war, verloren gewesen. So aber sanken bei aller Angst vor dem Ultimo Kreditaktien nur um fünf Thaler; die Centralbank für Bauten verlor allerdings an diesem Tage 29 Prozent, Aachen-Pödingen 12 Prozent u. s. w. In Wien berechnete man schon die Kursverluste der Hauptpapiere seit Anfang April, also für fünf Wochen, auf 196 Millionen Gulden, wobei Kreditaktien von 339 auf 315 sanken, aber z. B. die Aktien der Franco-Oesterreichischen Bank von 152 auf 22 und die der Interventionbank von 148 auf 18 fielen.

Die jähe Angst der deutschen Börsen hing auch mit allerlei Rück Erinnerungen zusammen, die kaum noch verblieben waren: mit den Kursstürzen aus den Jahren 1866 und 1869, als Napoleon krank geworden war, und endlich aus dem ersten Kriegsmonat des Jahres 1870. Am zwölften Mai setzte Berlin wieder Alles in die Höhe. Centralfactorei für Baumaterial stiegen um 35, Victoria um 18, Courl um 9 Prozent u. s. w. Trotz Alledem hatten in diesen acht Tagen u. A. Diskontokommandit 24, Preussische Bodenkredit 20, City 35, Dortmunder Union 12, Deutsches Bergwerk 20 Prozent verloren.

Der Ultimo verlief, abgesehen von kleinen Insolvenzen, in Berlin überraschend glatt. Es war vorher eben zu viel verdient worden, als daß die Verwüstung gleich ihre furchtbaren Spuren zeigen konnte. Aber die Weihnachtkäufe in den Jahren 1873 und 1874 gaben von der Verarmung Berlins ein trostloses Bild. Gegen Ende des Crashjahres begannen in Berlin auch jene Baissoperationen in großem Stil, an denen namentlich ein jüngst umgewandeltes bekanntes Bankhaus nicht gerade ärmer geworden ist. Dabei muß noch des unerschütterlichen Ansehens unserer Industrie-papiere gedacht werden, die man im Ernst als von diesem Crash ganz getrennt ansah. So kam es, daß Bergwerksaktien überhaupt erst im September, also fünf Monate nach dem Schwarzen Freitag, ihre höchsten Kurse erreichten. Dann aber brach die Nacht an: als die Bankgelder ausblieben, die Aufträge annullirt wurden, Lohnherabsetzungen erfolgen mußten und ein Streik dem anderen folgte. Das letzte und größte Unglück der ganzen Krise war gerade unser Bergwerkscrash. Auch die großen, soliden Bahnen litten schwer unter dem allgemeinen Rückgang des Handels. Heiße Ludwigsbahn-Aktien sanken von 190 bis auf 67, Berlin-Potsdamer von 250 auf 80. Damals bezahlte man eine gute Bahnaktie zu sechs Prozent Dividende höchstens noch mit 100.

Manche erfolgreiche Bankiers von heute haben dieses Schreckensjahr nicht mit erlitten. Ihre rasche Hand zögert denn auch nicht bei den größten Transaktionen, vor denen die „Alten“ unwillkürlich in bange Erinnerungen versinken. Das Thun dieser Vorsorglichen, die lieber davon bleiben, mahnt dann freilich wieder an ein witziges Bankwort: „Nicht geschossen ist auch gefehlt!“ Pluto.

Notizbuch.

Der Sonntag, der die deutschen Wähler diesmal zur Urne ruft, bringt uns das zehnjährige Regierungsjubiläum des Kaisers. Ob der Zufall, ob etwa eine in sich besonders weise dünkendem Sinn gesetzte Absicht dieses Zusammentreffen gefügt hat, um in dem Reich, das erst nach der Niederlage des Plebiszitkaisers entstehen konnte, nun die Möglichkeit eines Plebiszites zu schaffen? Der Frage wird eine ungewisse Antwort wohl nie zu finden sein. Sicher ist nur, daß in wichtigen Höhenregionen der Wunsch vorhanden ist, das nahende Jubiläum nicht klanglos vorübergehen zu sehen. Das war, bei den seltsamen Bräuchen unserer unermüßlich jubilirenden Aera, zu erwarten; und die deutschen Bürger durften nicht erstaunt sein, als sie erfuhren, für die Bonnestimmung des fünfzehnten Sonntages werde ein Buch vorbereitet, das, unter dem Titel „Unser Kaiser“, eine illustrierte und von hohen und höchsten Würdenträgern revidirte, mindestens also offiziös beglaubigte Darstellung der Regierungszeit Wilhelm des Zweiten geben und seinen Vorfahrtsweg namentlich am Hofe, in der Beamtenerschaft und in den starken Einflüssen zugänglichen Schulen finden solle. Der pfiffige Sportsman und Buchdrucker, der diesen Plan erfunden und, wie man erzählt, in vielfachen Konferenzen mit Herrn von Lucanus und anderen mächtigen Männern erörtert hat, wird gewiß auf seine Rechnung kommen, denn die Maßgebenden haben heute bei uns keine allzu ängstliche Sitten, für Werke guter Bestimmung „Etwas zu thun“. Da das von kritischer Neugier in begreiflicher Spannung erwartete Buch aber kaum vor den Wahlen erscheinen wird und wohl auch die Herren Lauff und Genossen erst um die Junimitte ihre Voetengefühle frei ausstrecken lassen werden, mochte es nöthig scheinen, zunächst wenigstens die Saiten zu stimmen, damit in der Schicksalsstunde für das Jubelkonzert Alles bereit sei. Es genügt ja nicht, daß Herr Pierre Loti in hellem Entzücken über das erste der Knackfußbilder, das Herr von Radowiz ihm in Madrid gezeigt hat, unseren Kaiser im Zigaro verzückt un grand artiste et un rêveur merveilleux nennt; der stimmende Kustakt mußte aus Deutschland kommen. Herr von Miquel hat die Mühe, ihn zu liefern, mit löblichem Ruth auf sich genommen. Dieser merkwürdige Mann, der über so mannichfach nuancirte Töne und Instrumentationen verfügt, wollte Zweifeln vielleicht beweisen, daß er auch den Hoßtil, mit „Allerhöchstewelcher“ und „Allerhöchsterjelbe“, als Meister beherrscht und, ohne eine auffällige Entgleisung fürchten zu müssen, sogar pathetisch zu werden vermag. Die Rede, die er beim kölner Hofenfest gehalten hat, brachte denn auch wirklich selbst den wärmsten Freunden seines ungewöhnlichen Talentes eine Ueberraschung. Manche Sätze, die er inter pocula sprach, sind sicher unansehbar; so wird gegen die Behauptung nichts einzuwenden sein, „die Regierung des Kaisers sei erfüllt von rascher Entwicklung auf allen Gebieten menschlichen Denkens, Strebens und Lebens, von gelösten und ungelösten Fragen, die, wie in der ganzen Welt, auch unser Volk bewegen.“ Nur gegen den beinahe parlamentarisch überlichen Stil des berühmten Tischredners werden sich hier Bedenken regen; im Uebrigen wird man eintäumen müssen, daß das rühmende Gesagte auf die Regierungszeit fast aller Monarchen aller Zeiten passen würde. Andere Sätze werden weniger ungetheilte Zustimmung finden. Daß der Kaiser „mit großer Kraft und Weisheit den Frieden aufrechterhält“, hören wir Alle gern; aber wir wissen auch, daß eines einzelnen Menschen Kraft und Weisheit, selbst des mächtigsten, heute nicht ausreicht, um den Frieden zu erhalten und den Völkern herrisch die Schicksalsbahn

vorzuschreiben. Und wir sind erstaunt, da wir vernehmen, daß die „Minister unter dem unmittelbaren Eindruck der kaiserlichen Einwirkung zu stehen das Glück haben“; nach unseren Verfassungszuständen wäre es weniger befremdlich gewesen, wenn uns von der ministeriellen Einwirkung auf den Monarchen Etwas erzählt worden wäre. Der Ton der ganzen Rede, die mit überraschendem Nachdruck die Person des Kaisers in den Vordergrund zu rücken versucht, könnte nicht anders sein, wenn wir keine Reichsverfassung und keine souverainen Bundesfürsten hätten und wenn sie in einem absolutistisch regierten Einheitstaat, etwa in Rußland, von einem Kabinettsminister des Selbstherrschers gehalten worden wäre. In solchen Ländern hüten die Minister sich aber meistens vor solchen Reden; und der Deutsche muß seufzend gestehen, daß gewisse, an Byzanz mahnende Töne nur noch in seiner Heimath angeschlagen werden. Ein russischer Minister würde denken: Ich darf dem hohen Väterchen, unter dessen unmittelbarer Einwirkung ich zu stehen das Glück habe, keine Hymne anstimmen, denn ich bin sein ergebenster Diener, danke ihm Alles und hätte, wenn der Zar irrte, ja auch nicht das Recht, ihm zu tadeln; als Handlanger seines erhabenen Willens muß ich Lobgesänge auf die Weisheit, Kraft und Güte des Herrn möglichst vermeiden, denn es wird in der Oberricht der Geister Leute geben, denen mein Urtheil nicht ganz unbefangen scheinen mag. . . Darf ein deutscher Minister sich unter den heutigen Verhältnissen solchen Erwägungen völlig verschließen? Minister sind zu einem Urtheil über die Leistungen des Monarchen, der sie an ihren Platz gestellt hat, nicht berufen. Ueber Gustav den Vierten von Schweden hätte in den kurzen Tagen des Wanges irgend ein Klingspor oder Silbersparre vielleicht ein Urtheil gefällt, dessen Uberschwang uns komisch erscheinen würde, weil unsere Väter schon im Pierer gelesen haben: „Die kurze Regierungsgeschichte dieses Monarchen zeigt, wie bei Talenten, Verstand und Herzengüte Vorurtheile und Leidenschaftlichkeit zum höchsten Unglück führen können. Sein Vater wollte einen beharlichen Mann aus ihm bilden; und Gustav der Vierte mochte selbst glauben, im Geist seines Vaters zu handeln, wenn er mit eigenwilliger Unbiegsamkeit Alles seinem einmal angenommenen System unterordnen wollte. Er hatte zudem von seiner Mutter einen Hang zum Ritterlichen geerbt, daher alle seine Schritte den Anstrich des Abenteuerlichen hatten. Doch Vieles von dem Unbegreiflichen, das er that, ist seiner Abergläubigkeit zuzuschreiben.“ Das ist kein vereinzelter Fall: der Appellhof der Geschichte stößt nach sorgfältiger Sichtung des Materials recht oft die eiligen Urtheile der ersten Instanz um; und solche Urtheile haben auf dauernden Werth dann besonders geringe Aussicht, wenn sie von interessirten Beamten und Würdenträgern verübt werden. In anständigen Schauspielhäusern gilt das Gebot, daß die Freibilletinhaber, da sie nicht zischen dürfen, auch nicht klatschen sollen; es wäre nützlich, diesen Brauch auch im politischen Leben des Deutschen Reiches einzubürgern. Wenn ein Historiker und Rationalökonom vom Range Schmollers, in bedauerlicher Unkenntniß der im Zeichen des Kapitalismus herrschenden journalistischen Zustände, die Presse preist, setzt selbst er sich dem Verdacht aus, nach dem Beifall der Großmacht zu langen, die heutzutage die Ruhmeskränze vertheilt; denn die Presse wird ihm seinen unkritischen Lobspruch eben so wenig vergessen, wie sie Zagarde und Mittelstacht die Tadelsworte vergessen hat, und ein Mann, der mit den Zeitungschreibern anzubinden wagt, ist, auch wenn ers im richtig verstandenen Interesse ihrer Berufslehre thut, heutzutage von schlimmerer Gefahr bedroht als der rücksichtslose Beschreiber eines Staatsoberhauptes. Rühmt aber gar ein beamteter Vertrauensmann des Kaisers in den höchsten Tönen den Herrn, dem er Alles verdankt, dann darf er sich nicht

wundern, wenn das Echo unfreundlich zurückschallt. Nicht Jedem kleidet jedes Gewand. Herr von Miquel ward, mit seiner süchsig seinen Strepis, nicht zum Prologopathetiker geboren und sollte die rollenden Reden über „Wilhelm den Großen“ und dessen Enkel lieber von Anderen, Unbeträchtlicheren leisten lassen. Er ist viel zu klug, um nicht zu wissen, daß seinem Lobspruch, weil er nicht von einem unbefangenen Beobachter der Ereignisse stammt, die Wirkung versagt bleiben muß. Er kann auch in seines Herzens Schrein keinen Zweifel daran hegen, daß es sich nicht empfiehlt, die Person des Kaisers, wie es allzu oft schon geschah, noch ferner beständig in den hell erleuchteten Vordergrund der Ereignisse zu rücken, und daß von allen Bedürfnissen im Deutschen Reich keins geringer ist als das, am fünfzehnten Junitage, statt einer Reichstagswahl, nach napoleonischem Muster ein Plebiszit zu veranstalten.

Mehr als Miquels höfische Worte sind ein paar Sätze beachtet worden, die der britische Staatssekretär Chamberlain neulich in Birmingham sprach. Der höchst begabte, aber auch höchst leidenschaftliche und unvorsichtige Kolonialminister hielt es für angezeigt, Rußland öffentlich des Treubruches zu beschuldigen und für ein Bündniß Englands mit den Vereinigten Staaten Stimmung zu machen. Er scheint von einem Bund der Angelsachsen, vielleicht gar aller germanischen Stämme, gegen die Slaven zu träumen und wird, als der unter den Briten populärste Mann, diesen Traum mit dem selben Eifer wie seinen Plan eines Greater Britain in greifbare Wirklichkeit zu wandeln versuchen. Wir wollen hoffen, daß es englischen Zettelungen nicht gelingt, das Deutsche Reich aus den freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland zu scheuchen und in den Dienst von Interessen zu zwingen, die nur für Großbritannien, nicht für uns, wichtig und dringend sind. Wir wollen aber auch wünschen, daß in unserer Presse die läppische Parteimahne für das faulende Spanien endlich aufhört, die uns die Amerikaner verfeindet und den Jankees die Briten als einzig zuverlässige Freunde in Europa zeigt. England, dessen zähe Dauerbarkeit bei uns heute vielfach unterschätzt wird, würde im Bunde mit den Vereinigten Staaten besonders wirtschaftlich eine Macht repräsentiren, mit der sehr ernsthaft zu rechnen wäre. Herr Chamberlain hat, wie vorher sein Kollege Salisbury, wohl absichtlich die Lage dieser geschildert; immerhin aber scheinen in Asien Entwicklungen näher gerückt, die auch den Deutschen vor die Frage stellen könnten, ob es unbedingt nöthig und nützlich war, sein Vaterland in der gefährlichen Gegend der glimmenden Funken zu engagiren, und ob unsere Situation nicht im bismärkischen Sinn beglücklicher wäre, wenn wir, ohne Klautschou und großartige pekinger Etiquetteerfolge, den kommenden Ereignissen ruhig und uninteressirt entgegenzusehen vermüßten. Diese Bedenken mögen auch die schlauen Börseleute beunruhigt und veranlaßt haben, „auf Chamberlain klau und verstimmt zu werden“, wie es im Kursbericht allerliebste hieß.

Es ist wirklich ein Verhängniß: man kann nicht mehr von Politik reden, ohne die Börse erwähnen zu müssen. Welche Rolle Börseinteressen in dem spanisch-amerikanischen Krieg und in der Tragikomödie seiner Begleiterscheinungen spielen, wurde hier schon geschildert. Dabei handelte es sich hauptsächlich um die Fondsbörse; jezt aber lenken die Getreidebörsen beider Welten die Blicke auf sich und bieten ein sehr belustigendes und doch auch sehr ernstes Schauspiel, das selbst die verhärtetsten Börseliberalen belehren sollte. In Chicago hat ein Jodder größten Stils, Herr Lewis Josef Leiter, der, nach genealogischen Forschungen, ein christlicher Volkblutarier sein soll, die

Kriegstheuerung und den hohen Weltmarktpreis des Weizens zu Spekulationen benutzt, über deren Umfang märchenhaft klingende Geschichten erzählt werden und die zu ungeheuren, unerhörten Preissteigerungen geführt haben. Der Ehrenmann ist bis zur Stunde noch nicht gelyncht und wird nächstens vielleicht, wie andere Millionenpatrioten, auf seine Kosten ein Regiment ausrüsten und dann als ein guter Sohn seines Volkes gefeiert werden. Ein großes Muster, schon Schiller hat es gesagt, weckt Racheiferung; und so ist denn in Wien schnell ein Leiterepigone erstanden, ein sicherer Herr Kassel, der wohl zu Sems Eddhnen zu zählen sein dürfte. Der Edle schaute um sich und sah, daß die wiener Getreidespekulanten „auf Meinung“ große Posten sogenannten Terminweizens verkauft hatten. Das ist Weizen, den der Verkäufer nicht besitzt, in der vorgeschriebenen Qualität sich auch zu dem vorgeschriebenen Termin um keinen Preis der Welt verschaffen kann, dessen effektive Lieferung vom Käufer aber gewöhnlich auch gar nicht verlangt wird. Die Differenz ist Alles, der Weizen ist Schall und Rauch. Als Herr Kassel dieses freundlichen Anblickes froh ward, sprach er also zu sich selbst: „Wenn ich jetzt allen etwa noch vorhandenen Frühjahrswitzen aufkaufe, muß der Preis eine vorher nie geahnte Höhe erreichen.“ Der Versuch, den die Börsensprache eine Schwänze nennt, gelang, Herr Kassel säckelte einen Hiesenerprofit ein, und als am vierzehnten Mai die Spielzeit für Frühjahrswitzen beendet war, sank in Wien der Weizenpreis gegen den vorigen Tag um zwei Gulden und zwanzig Kreuzer auf den Hektoliter. Nun entsteht die Frage: Hat wirklich nur der spanisch-amerikanische Krieg und die Lage des Weltmarktes, haben wirklich nur die tausendmal verfluchten Getreidebölle die Theuerungpreise des Weizens verschuldet oder sind bei der Preisbildung noch andere Faktoren wirksam, die man, ohne zu übertreiben, wohl gemeingefährliche Parasiten nennen darf? Und wenn dieser Frage die kaum zweifelhafte Antwort gefunden ist, darf man weiter fragen: Welches Schauspiel hätten wir wohl an der berliner Produktenbörse, über deren Wesensart unparteiische Sachverständige in der Enquetekommission so grausam geurtheilt haben, erlebt, wenn das Börsengesetz noch nicht vollzogen und der Thatendrang der Jobber nicht durch die kraftvolle agrarische Bewegung und den blind wüthenden Antisemitismus ein Wischen eingeschächtert wäre? Manche Meldung von veruchten Kniffen und Pfiffen der Getreidehändler, unter denen auch sehr achtbare Leute zu finden sind, war gewiß übertrieben; aber selbst die Uebertreibung hat wohlthätig gewirkt und die neuesten Erfahrungen bestätigen nur allzu unzweideutig, daß die Schreckgeschichten von dem unheilvollen Einfluß des Papiertroggens und Papiertweizens auf die Preisgestaltung am Ende doch kein leerer Wahn sind. Wenn wieder erzählt werden sollte, die einzige Sorge der unentwegt braven Getreidehändler sei, die Völker möglichst billig mit möglichst gutem Brotkorn zu versehen, werden in den Entgegnungen neben den schon etwas verbrauchten Namen Ritter & Blumenfeld und Cohn & Rosenberg künftig auch die jüngeren Verdienste der Herren Leiter und Kassel ihren Ehrenplatz finden.

Jean Jaurès, der im ersten Wahlgange geschlagene Führer und weitaus beste Redner der französischen Sozialdemokratie, will vorläufig nicht mehr kandidiren. Er veröffentlicht in seiner Zeitung einen langen Brief, in dem er erklärt, er müsse für seine und der Seinen Gesundheit sorgen und wolle deshalb, statt wieder als Abgeordneter in die Deputirtenkammer zu gehen, die „ungeheure Arbeit der Erziehung zum Sozialismus“ auf sich zu nehmen. Die verarmenden Mittelschichten und die Vorhut der Belehrtewelt müßten dem neuen Ideal gewonnen, ihrem Denken die so-

zialistischen Heilswahrheiten eingepflanzt werden, damit der Bourgeoisrepublik endlich die letzte Stunde schlage; erst wenn zwischen der Wissenschaft und dem Proletariat der feste Bund geschlossen, das Proletariat durch die Wissenschaft zur That gewaffnet sei, könne die harrende Welt gerettet werden. Die phrasenhafte Erklärung, die den glänzenden Rhetor nicht verräth, kann natürlich keinen verständigen Menschen täuschen: die Gesundheitsverhältnisse des Herrn Jaurès und seiner Familie werden sich in den paar Tagen, die seit der Hauptwahl verstrichen sind, kaum so geändert haben, daß sie ihm jetzt eine Kandidatur, die damals möglich war, unmöglich machen; und ein Mann, der die ungeheure Arbeit der Erziehung zum Sozialismus zu leisten vermag, kann nicht durch Krankheit an der Uebernahme eines Abgeordnetenmandates verhindert sein. Vielleicht ist die Vermuthung nicht falsch, daß Jaurès, der, im Gegensatz zu der Mehrzahl seiner Genossen, als intellectuell sehr hitzig für Dreyfus und Zola ins Zeug gegangen ist, bei der unverkennbar den Dreyfusleuten feindlichen Volkstimmung eine zweite Schlappe fürchtet und deshalb lieber nicht erst die Hand gierig nach den hohen und sauren Trauben streckt.

* * *

Prinz Heinrich von Preußen ist nach langer, von manchem unerwarteten Mißgeschick heimgesuchter, aber für den Reisenden wohl recht interessanter Seefahrt nun endlich doch in Peking eingetroffen. Er hat keine Gelegenheit gehabt, die gewanzerte Faust zu zeigen, wird, wie seine Landsleute hoffen, eine solche Gelegenheit wohl auch künftig nicht finden und ein Blick auf die Vorgänge, die sich in Kiel vor seiner Abreise abspielten, kann heute zu Betrachtungen sehr verschiedener Art Anlaß geben. Daß die deutsche Diplomatie für den Empfang des Prinzen einen Bruch mit der alten chinesischen Hofetiquette durchgeföhrt hat, wird seit Wochen von den Offiziellen als ein stolzer Triumph des Deutschen Reiches ausgebrüllt. Einen solchen Triumph haben wir schon einmal erlebt: als bei dem Besuch, den der Kaiser mit seinem Bruder dem Papst abstattete, zur Bequemlichkeit der hohen Gäste der vatikanische Brauch geändert wurde. Politische Vortheile hat uns diese feierlich verkündete Errungenschaft nicht gebracht, wird uns vermuthlich auch der neue Hofdiplomatenersolg nicht bringen. Eher ist anzunehmen, daß die Chinesen sich über die jähe Aenderung der alten Sitte ärgern und ihre Wuth gegen die blonden Barbaren steigern werden, die dem Sohn des Himmels immer erneute Demüthigungen aufzwingen. Sehr lustig ist die Berichterstattung über die Prinzenreise. Die Basen, die der Bruder des Kaisers in dessen Namen dem Herrscher des Reiches der Mitte überbrachte — die Behauptung, er habe ihm auch die Knadsushilder überreicht, ist erfunden — werden so ausführlich geschildert, als handelte sich um einen politisch wichtigen Gegenstand, und über jedes Pferderennen, jeden Stadeford wird ein Duzend Zeilen zusammengelegographirt. Prinz Heinrich war erst etwa zwanzig Stunden in Peking, da wurde offiziell schon gemeldet: „Jedermann ist hier von dem Prinzen entzückt, der die größte Deutseligkeit bewies und an dem Reuen das größte Interesse bekundete.“ Wie der Prinz das Entzücken eines Volkes zu erregen vermochte, das ihn nicht versteht, ihn kaum zu Gesicht bekommen hat und sich für Pferderennen gewiß nicht interessirt, kann der beschränkte Unterthanenverstand nicht errathen. Man hört jetzt sehr viel von dem „überwältigenden“ Eindruck, den der Besuch auf die Asiaten mache; wäre es nicht nützlich, auch einmal zu bedenken, welchen Eindruck die kinbische Ueberschwänglichkeit solcher Reiseberichte auf die guten Europäer machen muß, die neben den Chinesen am Ende doch auch noch einige Rücksicht verdienen?